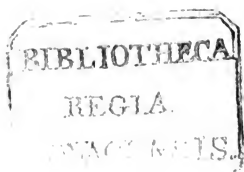


Die Mantelkinder oder die Herren auf Rheinfeld

Amely Bölte



Druck von Heinr. Mercy in Prag.

Inhalt.

	Seite
1. Der Heirathsantrag	1
2. Wohlerzogene Mädchen	18
3. Der Künstler als Mensch	35
4. Die Enthüllung	56
5. Verkaufte Liebe	71
6. Eine bittere Erfahrung	83
7. Vereitelte Rache	100
8. Sünde und Sühne	120
9. Eine Babebekanntschaft	136
10. Edle Weiblichkeit	153
11. Ein Bewerber	172
12. Das Damoklesschwert	182
13. Ein Morgenconcert in London	214

Die Mantelkinder.

Der Heirathsantrag.

In einer der schönen vor dem Potsdamer Thore Berlins gelegenen Straßen hatte Frau v. Gasmund seit Kurzem ein Rez-de-chaussée bezogen, dessen Wohnzimmer in den mit dem ersten Frühlingsgrüne geschmückten Garten hinausfahen.

In dieser Häuserstadt, wo so selten Gras, Blüten oder Bäume dem Auge begegnen, glaubt man der Natur schon nahe gerückt zu sein, wenn man in diesem Viertel ein Quartier erobert hat.

Die Dame stand an einem hellen Maimorgen am Fenster und schaute der den Thau von Blättern und Blüten ablesenden Sonne zu. Ihr Frühstück stand aufgetragen; doch war es noch unberührt geblieben. Ein leiser

Seufzer hob ihre Brust, während sie ein Papier in ihrer Hand halb ungeduldig zusammendrückte.

Sie wandte sich jetzt vom Fenster ab und schellte.

Ein betagter Diener trat gleich darauf mit ehrerbietiger Miene ein. „Wenn Briefe für die jungen Damen gebracht werden, Johann, gleichviel, ob diese durch die Post oder privatim ihnen übersandt sind, so sollen sie von jetzt an mir zuerst übergeben werden.“

„Ganz wohl, gnädige Frau!“

„Und dann geh' sogleich zu dem Herrn Geheimrath Ledebuhr und ersuche ihn, bevor er zu seinen Patienten fährt, sich zu mir bemühen zu wollen.“

„Ganz wohl, gnädige Frau!“

Frau von Gasmund nahm nun in einem bequemen Armstuhle Platz und schenkte den duftenden Mokka ein. Während sie daran nippte, durchlief ihr Auge einen neben ihr ausgebreiteten, zerknitterten Brief, dessen Inhalt sie sehr aufzuregen schien.

Ihre weiße, wohlgepflegte Linke stützte das von Sorgen schwere Haupt, ihre regelmäßig schönen Züge nahmen einen traurigen Ausdruck an und ihr tiefblaues Auge sah oft wie fragend zu der Decke des Zimmers empor.

Der Pendel einer großen Wanduhr gab dabei laut die Secunden an, der Stundenzeiger ging von Viertel zu Viertel weiter und immer noch verharrte sie schweigend und unbeweglich in der gleichen tiefsinnenden Stellung.

Da endlich unterbrach ein lautes Schellen an der Thüre ihres Logis dies peinliche Nachdenken. „Endlich!“ stand auf ihrem Gesichte geschrieben. Sie erhob sich und eilte dem eintretenden Gaste entgegen.

„Wie sehnlich habe ich Sie erwartet, mein lieber Geheimrath!“ rief sie einem stattlichen, nicht mehr jungen Manne zu und reichte ihm herzlich die Hand entgegen. „Wieder einmal bedarf ich Ihres Rathes! Ach! So unglücklich, wie heute, haben Sie mich lange nicht gesehen!“

„Das thut mir leid!“ entgegnete dieser theilnehmend und legte seinen Hut ab. „Daß Ihr Anliegen wichtig sei, vermuthete ich schon, weil Sie mich auf meinem Wege zu den Schwerkranken aufhalten ließen; allein zwischen wichtig und betrübend ist noch ein großer Unterschied und ich bedauere, daß ein solcher Umstand mich zu Ihnen führen mußte.“

Sie setzten sich.

„Wäre ich nicht so rathlos, so würde ich Ihre kostbaren Morgenstunden zu rauben angestanden haben,“ begann Frau von Gasmund wieder, „allein Niemand konnte mir Hülfe bringen, als Sie. Es ist mir etwas widerfahren, das mich ins tiefste Herz hinein trifft, lieber Geheimrath! Wie kurzsichtig sind doch wir Menschen! Wir bauen und bauen, und bauen schließlich auf Sand! Daß es so kommen mußte, kommen würde, wie hätte ich das auch erwarten können? Wenn Sie es mir gestern noch

gesagt, so würde ich geantwortet haben, daß Ihre Voraussetzung eine falsche, eine unmögliche sei.“

„Es ist Ihnen also wohl etwas sehr Unangenehmes zugestoßen?“, fragte der Geheimrath und sah sie dazu forschend an.

„Etwas Unangenehmes? Ach! Wäre es nur das!“ rief sie schmerzlich aus; „allein hier handeltes sich um eine herbe Erfahrung, einen tiefen Kummer — ja um einen Schiffbruch aller Wünsche meines armen Lebens.“

„Sie erschrecken mich!“ entgegnete der Andere kopfschüttelnd, „erlassen Sie mir darum alle Vermuthungen! Kommen wir zur Sache!“

„Sie wissen, daß ich, weil mir Gott das Glück, eigene Kinder zu besitzen, versagt hatte, mein ganzes Herz an die Mädchen hing, die ich wie mir angehörend betrachtete, und deren Erziehung meine Lebensaufgabe wurde. Sie selbst waren es, der meinen Gefühlen diese Richtung zu geben, meiner Thatkraft diesen Zweck zu leihen mir anriethen! — Und nun —! Wie bin ich in meinen Hoffnungen getäuscht worden, wie steht es mir plötzlich so klar vor Augen, daß fremde Kinder die eigenen nimmer ersetzen können!“

„Was ist Ihnen denn aber begegnet?“ fragte der Geheimrath kopfschüttelnd über diese lange Vorrede.

„Daß ich es sagen muß!“ erwiderte sie mit einem Seufzer aus tiefster Brust, „daß ich es sagen muß, was mich

so tief verletzt, ja beschämt hat! Allein, wie kann, wie darf ich hier schweigen?"

„Ich glaubte, Sie hätten mich zu dem Zwecke einer Mittheilung Ihres Kammers herbeschieden?“ fragte der Freund mit Betonung.

„Lieber Geheimrath! Sie müssen mit einer gebeugten Frau nicht strenge rechten,“ sagte sie bittend. „Das schwache Geschlecht ist ja auf die Protection des Mannes angewiesen. Schützen Sie mich also gegen mich selbst und vor mir selbst; sagen Sie mir, daß ich eine Thörin gewesen bin, mein Glück darauf gebaut zu haben, daß diese fremden Kinder mich wie eine eigne Mutter lieben, daß sie mir unbedingtes Vertrauen schenken und meinen Wünschen gemäß zu handeln für ein Gebot der Pflicht halten sollten, welches Zuneigung und Dankbarkeit in ihre Herzen gepflanzt; sagen Sie mir, daß in seinen schönst. u. Hoffnungen sich getäuscht zu finden der Lauf der Welt sei, und daß ich nur erleide, was tausend Andere vor mir bereits erlitten haben und nach mir erleiden werden; sagen Sie mir Alles, was die Vernunft in einem solchen Falle verschreiben kann doch ob Sie mich damit zu trösten vermögen, lasse ich dennoch dahingestellt sein. Den grausamen Stoß, welchen mein Herz erlitten hat, mildert keine Reflexion.“

„Sie sind sehr aufgereg,“ warf der Arzt ein und erhob sich. „Ich komme nach ein paar Stunden wieder, dann

werden Sie gefaßt genug sein, um mir, was Ihnen Unangenehmes begegnet ist, mittheilen zu können.“

„Nein,“ sagte Frau von Gasmond und legte die Hand, um ihn auf seinen Sitz zurückzudrängen, auf seinen Arm, „nein, nein, verlassen Sie mich nicht, ich will meine Gefühle ja gern beherrschen und die Thatsachen reden lassen, haben Sie nur ein wenig Geduld mit mir! Es ist nicht leicht, was verworren unser Inneres bedrängt, in Worte zu fassen.“

Eine Thräne zitterte in ihrem Auge; davon bewegt, fragte der Arzt jetzt milder:

„Was kann Sie so plötzlich gegen diese beiden reizenden Mädchen, welche Sie noch neulich die Freude Ihrer Tage nannten, verstimmt haben?“

Sie seufzte schwer.

„So war es, ja; so ist es aber nicht mehr, so wird es nimmer wieder sein; hin ist hin!“ sagte sie. —

„Warum müssen Frauen stets so viele Worte machen?“ warf der Geheimrath kopfschüttelnd ein.

Unbeirrt durch diesen Vorwurf fuhr die Dame fort: „Welche Hoffnungen habe ich in Bezug auf diese Mädchen, und besonders noch auf Thorilde, die mir so völlig ein eigenes Kind ersetzte, gehegt! Sie ist schön, ist talentvoll, trägt meinen Namen. Indem ich Pläne für ihre Zukunft entwarf, entwarf ich sie zugleich für mich selbst.“

Plötzlich ist nun Alles zu Wasser geworden, sie ist so gut wie todt für mich."

"Hm!" sagte der Arzt bedenklich und sah sie forschend an. „Es sind also nur gescheiterte Pläne, welche Sie bekümmern? Hätten Sie doch den lieben Gott sorgen, das Schickjal walten lassen! Zur Herrin der Umstände sich aufwerfen wollen, liebe Freundin, ist frevelhaft; es kommt stets Alles anders, wie wir es uns mit unserm besten Verstande gedacht haben. Was aber hat sich denn ereignet?"

„Sie wissen, wie sehr ich unter den bestehenden Verhältnissen die gesellschaftliche Stellung beider Töchter zu sichern Sorge tragen mußte; ihr makelloser Ruf, ihre feinen Sitten, ihr vornehmer Anstand sollten sie über jede Anklage stellen, und ich glaubte mir schmeicheln zu dürfen, dies Ziel erreicht zu haben. Da erhalte ich einen Brief mit dem Antrage um die Hand Thorildens!"

„Nun — und ist das Alles?" fragte der Geheimrath erstaunt.

„Hören Sie erst von wem! Von dem Musiklehrer meiner Tochter!"

„Von Leopold? nun, und weiter?"

„Wie, wollen Sie noch mehr! Ist dieser Schimpf, diese Beleidigung nicht über allen Begriff!"

„Sieht doch die Kage den Kaiser an, warum also sollte nicht ein Musiklehrer ein schönes junges Mädchen lieben und begehren dürfen? Die Frage stand ihm frei, wie

Ihnen das Nein," erwiderte der Geheimrath kopfschüttelnd.

"Ja, das Nein!" rief Frau von Gasmund bitter. "Hier ist aber von keinem Nein die Rede, denn er schreibt mir, daß Therilde ihn liebe und sich ihm verlobt habe."

"Steht es so? Das ändert freilich die Sache, denn Ihre Einwilligung wollen Sie, weil Ihnen die Stellung des Freiers nicht vornehm genug ist, wahrscheinlich verweigern?" fragte der Geheimrath mit einem Ausdrucke der Bitterkeit und des Spottes, welcher seinem offenen gutmüthigen Gesichte wie eine Maske stand.

Frau von Gasmund sah ihn, wie fragend, hierauf an und schlug dann das Auge nieder. Sie erröthete und ein Zug der Verlegenheit spielte um ihren Mund. Plötzlich faßte sie sich jedoch, reichte dem Arzte treuherzig die Hand und sagte:

"Die Frage aus Ihrem Munde verletzt mich nicht, denn sie ist gerecht, weil ich für mich selbst aus solchem Grunde das schönste Lebensglück von mir gestoßen habe; allein Sie wissen auch, wie ich es abgebüßt. Mein trauriges Schicksal ist mir eine bittere Lehre geworden, wie wenig das Glück einer Frau aus äußeren Bedingungen hervorgeht."

"Sie entwerfen aber doch Pläne, ehrgeizige Pläne für die Tochter Ihrer Wahl!" sagte der Freund kopf-

schüttelnd, als wohne der Zweifel an ihrer Befehring durch eigene böse Erfahrung in ihm.

„Ich that das,“ versetzte sie nach augenblicklichem Zögern, „doch nicht mit der Absicht mein Kind das Opfer meines Ehrgeizes werden zu lassen. Stellung und Vermögen sind ja keine Fehler an einem Manne, im Gegentheile! Wenn er darneben brav und ehrenwerth ist, wenn er die Neigung eines Mädchens gewinnen und festhalten kann, so sind diese gesicherten Verhältnisse, diese bestimmte äußere Lage ein Piedestal zu ihrem Glücke, es ist dann Alles schon fertig für sie, sie braucht nichts zu eringen und kann nur um so sorgloser ihrem Gatten, ihrer Familie und ihrem Hause angehören. Wenn ich also mein Auge darauf richtete, die Mädchen so viel wie möglich nur mit solchen Männern in Berührung zu bringen, welche diese Vortheile in sich vereinten, so hoffe ich, werden Sie darin die vorsorgende Mutterliebe und nicht den Ehrgeiz einer Welt dame erkennen, welche der äußeren Stellung Alles zu opfern willig ist.“

„Ich will die Vorsicht nicht tadeln,“ versetzte der Geheimrath milder; „allein wie kam es, daß Sie dieselbe in Bezug auf den Musiklehrer so ganz bei Seite setzten?“

„Mein Gott ja!“ rief Frau von Gasmond fast weinerlich. „Wer wäre denn auch darauf verfallen? — Ein Lehrer? — Ein junger Mann ohne Aussichten, ohne

Bildung, ohne Stellung, ohne Familie? Ich muß gestehen, daß ich ihn nie wie einen Mann angesehen habe."

"Ja, Sie nicht; aber die Mädchen!" rief der Geheimrath lächelnd. „Mit sechszehn Jahren fragt man, wenn man liebt, nach keiner Stellung. Denken Sie doch an Romeo und Julie!"

„Aber Romeo ist auch ein ganz anderes Wesen, wie dieser Leopold! Romeo war ein Cavalier, ein Mann von demselben Stande wie Julie, und was Beide scheid, waren nur die Familienzwistigkeiten."

„Ich traue es Julien zu, daß sie mit Romeo davongelaufen wäre, selbst wenn ihr sein Name unbekannt geblieben?" warf der Freund ein.

„So nehmen Sie also Thorildens Partie?"

„Behüte, ich rede nur im Allgemeinen, über die Stärke der ersten Gefühle der Liebe. Diese wollen von Vernunftgründen und conventionellem Zwange wenig hören; nur die Nothwendigkeit und die Umstände vermögen ihr Feuer zu dämpfen. — Gehen Sie also mit der armen Thorilde nicht gar zu streng zu Gericht."

„Wenn ich sie auch entschuldigen wollte, aber ihn! Es ist eine unerhörte Frechheit."

„Wer Alles gewinnen will, muß Alles wagen; da das Mädchen ihn liebte, so mußte er doch anständiger Weise um sie anhalten? Was hätten Sie gesagt, wäre

das Verhältniß heimlich von ihm fortgesetzt worden, und Ruf und Ehre Thorildens dabei verloren gegangen?"

„Entsetzlich!“ schrie Frau von Gasmund auf.

„Sie sehen also, daß Sie, statt zu zürnen, ihm noch Dank schuldig sind,“ fuhr der Geheimrath fort. „Ich würde an Ihrer Stelle überhaupt die Lage des jungen Mannes, bevor ich ihn abwies, prüfen! Wenn nun ein großer Componist, ein Karl Maria von Weber in ihm steckte? — Ich habe seine Lieder loben hören. Vielleicht gewinnt er in seiner Kunst eine ehrenwerthe Stellung und Beide werden glücklich. Lassen Sie uns an diesem gut machen, was das Schicksal an uns versäumt hat, Thekla.“ Er sah sie fast bittend an.

Sie bewegte wehmüthig verneinend das Haupt. „Wenn er kein Künstler wäre,“ sagte sie. „Aber die Erfahrung meines Lebens hat mir bewiesen, daß Künstler und Dichter schlechte Ehemänner sind. Die Einbildungskraft ist bei ihnen zu rege, sie leben in einer idealen Welt, Frau und Kinder sind ihnen die Prosa des Lebens, ihr Dichten und Schaffen ist ihnen die Hauptsache, der Beifall des Publicums ihr Jubel oder ihr Glend. Der Geschäftsmann kehrt heim, sein trockenes Tagewerk läßt ihn Erholung neben der Frau suchen; was sie treibt, denkt, empfindet, erscheint ihm wie eine verfeinerte Existenz seines eigenen Treibens, es erquickt ihn, er erholt sich, labt sich daran, wie wir uns in kalten Wintertagen an einer blühenden Hyacinthe

erquicken, laben. Für ein Frauenherz ist es beglückend, die lebendige Poesie in dem Dasein eines Gatten zu sein. Wie es also auch kommen möchte, so würde mein Kind an der Seite eines Componisten kein Glück finden. Nun kommt aber noch eine andere Bedenklichkeit hinzu, welche die Möglichkeit eines Glückes in solcher Ehe noch mehr in Frage stellt. Diese schöpferisch begabten Menschen besitzen nämlich den Verstand nicht, um Recht von Unrecht unterscheiden zu können, sei es, weil sie sich gewöhnt haben, in Ideen zu speculiren, sei es, weil sie ihrer Fantasie nach allen Seiten hin den Zügel schießen lassen und von eingebildetem Glücke zehren; genug, aber sie kennen nur den einen Grundsatz: erlaubt ist, was gefällt. Sie lassen sich gehen, völlig gehen. Nicht die Religion, nicht das Gesetz, nicht die bürgerliche Ordnung hemmt sie; sie sprechen mit Louis quatorze: *tel est mon plaisir*. Nicht einmal den Schein wahren sie; weniger aber, als Alle, thun es die Musiker und namentlich die Söngler der neuen Richtung, die Candidaten der sogenannten Zukunftsmusik. Diesen ist der große L. . . . das Vorbild; wie er tragen sie ihre Haare lang bis auf die Schulter geworfen; wie er halten sie jede Ehe für eine Fessel; wie er; sehen sie keine Schande darin, von Frauen sich erhalten zu lassen. Applaus wollen sie, nichts als Applaus. Ihre Nachlosigkeit geben sie für Genialität aus, was Anderen ehrwürdig erscheint, verlachen sie, ihr Ich und ihre Kunst

hied ihnen Alles; über gebrochene Frauenherzen hinweg wandern sie ruhig ihren Weg fort auf der Erde, als ob sie nichts anföchte, und spießbürgerlich ist ihnen, wer eine Pflicht übt. Dabei besitzen sie eine Phraseologie, welche gleißend besticht. —“

„Und mit einem Jünger dieser Gattung brachten Sie, die vorsichtige Mutter, ihr Kind zusammen?“ fragte der Geheimrath erstaunt.

Frau von Gasmund schlug das Auge nieder. „Ich sehe es ein, ich habe gefehlt!“ sagte sie kleinlaut. „Allein wie gesagt, ich hielt ihn in seiner Eigenschaft eines Lehrers für ganz ungefährlich.“

„Sind Sie denn aber auch gewiß überzeugt, daß unter den Jüngern dieser Schule keine Ausnahme stattfindet? Wenn nun hier eine solche vorläge, und Sie hätten ungeprüft verdammt?“ fragte er zweifelnd.

„Seien Sie unbesorgt, die Ausnahme wird so leicht nicht zu finden sein, denn viel zu verderblich ist der in dieser ganzen Schule herrschende Geist,“ nahm sie lächelnd und selbstgewiß das Wort. „Gerade so, wie die Romantiker ihre Genialität darin suchten, ungewaschen und mit schmutzigen Kleidern in einem Salon zu erscheinen, so auch kehren diese jungen Leute allen Seelenschmutz nach Außen. Es ist vielleicht eine Uebergangsperiode; allein im Augenblicke sind sie Syniker, die ihre Moral im Nothe suchen.“

„Sie sind zu hart!“ warf der Geheimrath mißbilligend ein.

„Herr Leopold hat ein Verhältniß mit einer Frau, welche ihn bereits mit zwei Kindern beglückte,“ rief Frau von Gasmond bitter.

„Aber ist dies nicht auch ein bloßes Gerücht?“ fragte der Freund bedenklich. „Ein so junger Mensch, welcher sich einen Weg in seiner Kunst zu bahnen hat, kann unmöglich eine Maitresse en titre zu erhalten sich gestatten.“

„Und dennoch ist es geschehen,“ rief Frau von Gasmond fast triumphirend: „Herr Leopold zählt dabei erst 25 Jahre.“

„Unmöglich!“ rief der Freund.

„Und doch möglich,“ entgegnete sie, „denn die Sün-ger der Zukunftsmusik beginnen ihr Leben früh; sie reifen von Knaben zu Männern, das Jünglingsalter überspringen sie. Während er meiner Tochter Liebe schwor, unterhielt er jene Frau, brachte er seine Abende bei ihr zu, nannte er deren Kinder die Seinigen, herzte er sie, ohne die geringste Absicht ihnen den Vaternamen zu geben, mit Vaterfreude und Vaterlust; dieser Sachbestand ist es gerade, was mich so tief empört hat, denn es ist der klarste Beweis, daß er mein armes Kind nicht einmal mit dem Herzen liebt; nur seine Sinne gehören ihr, nur ihre Reize und ihr Vermögen locken ihn, und nennt er Beides sein Eigenthum, dann spricht er, wie sie Alle sprechen, diese Ritter von der Zu-

kunft — eine Ehe ohne Liebe sei ein unfittliches Verhältniß, der Moral wegen müsse er seine junge Gattin aufgeben und an neuen Illusionen sein Herz zu unsterblichen Schöpfungen erstarren lassen.“

„Wenn dem so wäre; — aber nein! es kann nicht sein,“ rief der Geheimrath kopfschüttelnd. — „Hat das Gerücht Ihnen den Namen der armen bethörten Frau genannt, welche er auf diesem Wege hintergehen soll?“

„Es ist die Wittwe des Steueraufsehers Müller, eine blutjunge Person, deren Schicksal, als sie ihren Gatten verlor, allgemeine Theilnahme erregte. Sie blieb ganz arm zurück und wollte sich durch Musikunterricht ernähren; zu dem Zwecke wandte sie sich an die berühmtesten Lehrer und bat sie um ihre Empfehlung, um die Vorbereitung ihrer jüngeren Schüler zu leiten. Auf diesem Wege hat sie denn wahrscheinlich auch diesen sauberen Herrn Leopold kennen gelernt, dessen Bekanntschaft dann ihren Ruf untergrub und ihr jede Möglichkeit auf die erwähnte Weise ihr Brod zu verdienen nahm.“

„Die arme Frau!“ rief der Geheimrath mitleidig aus. „In welcher traurigen Lage befindet sie sich jetzt, wenn jener leichtsinnige Knabe sie verlassen sollte! Frauen verzeihen einander nichts weniger, als eine Schwäche, deren jede doch in ihrer Weise fähig wäre; denn das echte Weib

verlangt von ihrem Geschick keine schönere Aufgabe, als die Hingabe an einen Mann.“

„Der ihr am Altare Treue gelobt hat, nun ja!“ sagte Frau von Gasmund, den Kopf ein wenig gereizt emporrichtend, „sonst bleibt diese Hingabe doch nur verächtlich.“

„Nicht so sehr, wie Sie meinen,“ versetzte der Arzt milde, „es giebt tausend Entschuldigungsgründe für die Frau, wo es einen für den Mann giebt — in solchen Fällen; und so wird es auch bei dieser armen Müller sein. Herr Leopold mag ihr beim Lichte der Sterne heilige Eide geschworen haben, die er am Tage zu halten nicht für gut gefunden hat.“

„Die Sache ist nur zu anstößig für ein junges Mädchen; sonst, wenn es Thorilde von ihrem Wahne heilen könnte, würde ich sie zu der Frau Müller führen,“ bemerkte Frau von Gasmund.

„Es würde wenig fruchten,“ warf der Geheimrath bedenklich ein, „denn sie könnte auch ihn hören wollen und seine Auslegung der Verhältnisse möchte den Ausschlag geben. Ein Mädchen, das liebt, ist nicht leicht von der Unwürdigkeit des Gegenstandes ihrer Neigung zu überzeugen.“

„Aber wie soll ich denn verfahren? was soll ich thun?“ rief sie erregt.

„Fürs Erste: schreiben Sie ihm, daß Sie Zeit zum Erwägen seines Antrages gebrauchen; indessen ziehe ich

Nachrichten über die Müller und das sonstige Betragen des Herrn Leopold ein.“

„Sie wollen mir also Ihre Beihülfe leihen? Das ist gut von Ihnen.“

„Können Sie an meiner Theilnahme zweifeln, Thekla, wenn es Ihr Glück, Ihre Beruhigung gilt?“

Er sprach dies mit weichem Tone, sie zuckte vor dem Klange seiner Worte und der Benennung Thekla zusammen.

„Edler Mann!“ flüsterte sie und machte eine Bewegung, als wolle sie seine Hand an ihre Lippe ziehen; dann aber unterließ sie es und seufzte. Er hatte sich indessen erhoben und schritt rasch der Thüre zu.

„Auf Wiedersehen!“ sagte er Abschied nehmend. „Auf Wiedersehen!“ wiederholte sie und sah ihm, als die Thüre sich schon hinter ihm geschlossen, noch eine Weile nach. Man hätte meinen sollen, daß sie ihn zurückzurufen im Begriff stehe; allein sie bejann sich, die schon geöffnieten Lippen schlossen sich wieder und sie kehrte, wie resignirt, auf ihren Platz zurück.

Wohlerzogene Mädchen.

Eine klangvolle Stimme wurde im anstoßenden Zimmer laut; rein und voll erhoben sich die Töne aus tiefer Brust, anfangs nur in Uebungen, denen das Ave Maria von Schubert folgte. —

„Schon zehn Uhr vorbei und mein Lehrer noch nicht da?“ rief das junge Mädchen vom Claviere aufspringend. „So unpünktlich ist er noch nie gewesen! Ich finde ihn überhaupt seit einiger Zeit so zerstreut und abwesend, daß ich ihm den Abschied geben möchte! Sonst brachte er mir Blumen mit und Stadtneuigkeiten; jetzt sieht er, wenn ich plaudern will, seine Uhr an und sagt: „Fräulein Ellena! Bitte! Singen Sie! Die Stunde ist bald um!“ Warum ist er plötzlich so pünktlich geworden, während es ihm sonst gar nicht darauf ankam, wie lange er bei mir verweilte?“

Kannst Du den Grund seines veränderten Betragens angeben, Thorilde?"

„Nein,“ sagte diese kurz, und ohne von dem Bude, welches Sie vor ihr Gesicht hielt, aufzusehen.

„So übler Laune?“ fuhr die Andre fort, „Mit wem soll ich denn reden, wenn auch Du mich nicht anhören willst? Wie ein gefangenes Vögelchen sitze ich hier, von Mama fortgeschickt, von Dir angebrummt, und dabei lacht draußen die Sonne so schön und lockt mich, lockt mich hinaus! hinaus! meines Lebens froh zu werden, hinaus! Weißt Du wohl, Thorilde? daß es recht, recht traurig ist, ein Mädchen zu sein! Man ist doch auch zum Glücke da, gleich allen andern Wesen in der weiten Schöpfung. Die Lerche darf sich lustig in die Lüfte schwingen, der Sperling darf sich, wo er will, ein Nestchen bauen; jedes Thierchen darf sein Manierchen haben; nur wir nicht. Da wird man behütet und beschützt, und gehegt und gepflegt, daß man vor lauter Achtsamkeit auf sich selbst kaum noch um sich zu sehen wagt. Que je m'ennuie! Mir ist heute noch dazu so besonders wohl zu Muthe, daß ich es gar nicht im Zimmer aushalten kann! Wenn Du mir aber nicht bald antwortest, Thorilde, so weine ich. Ich kann es nicht länger ertragen! Sage, was soll ich mit mir machen? Auf die Bühne gehen?“

„Aber, Ellena!“ rief die Andere, durch diese Frage überrascht, und ließ das Buch sinken, um sie darüber hin-

weg mit ihren schönen dunkelblauen, ausdrucksvollen Augen verwundert anzusehen. „Du bist die Ältere von uns Beiden und solltest mir ein gutes Beispiel geben, statt so unvernünftig zu reden.“

„Wäre es denn wirklich so sehr unvernünftig?“ sagte diese, froh die Aufmerksamkeit der Anderen endlich auf sich gelenkt zu haben. „Ist denn so gar unvernünftig, was ich rede?“

Und sie setzte sich zu ihr auf das Sopha, nahm schmeichelnd ihre kleine weiße Hand und küßte sie zärtlich, während ihre sanften grauen Augen kindlich innig zu ihr aufsaßen.

„Wie, Du würdest im Ernste doch nicht daran denken, auf die Bühne gehen zu wollen,“ sagte Thorilde kopfschüttelnd.

„Warum nicht? Da mir Gott eine so schöne Stimme gegeben hat, muß ich doch singen?“ erwiderte Ellena sanft.

„Deine Stimme kannst Du auch so benutzen, sie ist für die Gesellschaft eine herrliche Mitgabe.“

„Ja, aber die kleinen Pieder genügen mir nicht; ich möchte, was mir die Brust beschwert, aussingen und das kann ich nur in großen Räumen. Es ist mir hier Alles zu eng, zu klein; ich habe nicht einmal Raum für meine Ellenbogen; viel weniger für mich selbst.“

„Aber beschwert denn wirklich so vieles Deine Brust?“

fragte Thorilde, als habe sie nur das gehört, und betrachtete ihre Gefährtin mit schalkhaftem Lächeln. Eigenthümlicher Weise schien sie, die Jüngere, dabei die Ältere zu sein. Ihre kleine, zierliche, leichte Gestalt saß wie hingehaucht neben der großen, üppig vollen Ellena, ihre feinen Züge und die zarte Röthe ihrer Wangen unter dem glänzenden rabenschwarzen, glatt gescheitelten Haare sprachen von sinnigem Verstande während das schöne Haupt der Anderen, umschlungen von reichen röthlich blonden Flechten, die volle Lebenslust einer Ruben'schen Gestalt athmete.

Ellena beantwortete diese Frage mit einem Seufzer.

„Sicherlich fehlt ein Etwas meinem Leben,“ sagte sie melancholisch. „Mir ist manchmal zu Muthe, als müßte ich laut schreien oder aus dem Fenster springen. Wenn ich mich nur einmal so recht ausweinen, satt lachen könnte; dann möchte ich mich vielleicht ruhiger fühlen, aber irgend etwas muß geschehen. Auch kann ich Dir sagen, daß ich diese Existenz nicht lange mehr aushalte. Anders muß es werden, anders um jeden Preis.“

„Aber was vermißt Du denn eigentlich?“ fragte Thorilde erbleichend. —

„Alles was Leben heißt,“ jagte Ellena traurig, und stützte das reizende Haupt in die etwas große, aber schnee-weiße und schön geformte Linke. — „Lege Deine Hand auf mein Herz und fühle wie es pocht. Warum, wonach —

ich weiß es nicht. Aber es treibt mich fort, über Berg und Thal fort, in die Welt hinaus, fort!"

„Möchtest Du auf dem Lande leben?“ fragte Thorsilde nachdenkend.

„Ja, nein, — Ich weiß es wirklich nicht. Ich glaube, ich möchte im Sturme auf einem Schiffe sein und dann wenn der Wind hu! um meine Ohren pfliffe, würde mir wohl werden. Jedenfalls möchte ich singen, was ich singen nenne, da ich nicht schreien darf,“ setzte sie lachend hinzu.

„Hast Du schon mit unserer Mama darüber, daß es Dir hier nicht gefällt, gesprochen?“

Ellena bewegte langsam verneinend das Haupt.

„Wozu sollte das nützen?“ sagte sie gleichgültig, „sie würde mich schelten. Ohnehin bekomme ich Schelte genug. Was wird damit geändert?“

„Sie meint es aber gut.“

„Ja, sie meint es gut, herzlich gut, ich weiß es; auch bin ich ihr, wenn ich mir es recht überlege, dankbar und würde ihr Alles zu gefallen thun, sie könnte mich durch Wasser und Feuer schicken; nur ändern kann ich mich nicht. Ich bin, wie ich bin. Eine Gesellschaftspuppe macht sie nimmermehr aus mir!“

„Damit wäre ihr aber allein gedient, Ellena. Sie will Dein Glück; sie will es aber auf vernünftigem Wege.“

„Ich weiß schon!“ sagte jene, und zog schmunzelnd den kirschrothen Mund zu einem Lächeln zusammen.

„Sie wünscht, daß ich eine gute Partie mache und in der Welt eine recht angesehenere, vornehmere Frau werde; aber wie langweilig müßte das sein.“

„Langweilig! Warum langweilig?“

„Siehst Du denn nicht, wie Mann und Frau in Gesellschaft fast nie mit einander sprechen, oder, wenn es geschieht, sich etwas Unangenehmes sagen? — Siehst Du nicht, wie fremd und kalt sie mit einander sind, und nur, des Scheines halber, zusammen ausgehen?“

„Nun ja, das ist die große Welt.“

„Freilich! Aber die kleine kenne ich noch nicht und für die kleine hat mich die Tante auch nicht bestimmt.“

„Was möchtest Du denn aber sein, wenn Du nicht heirathen willst? Du mußt doch einen Beschützer haben?“

„Muß ich das? — Nun, dann ginge ich am liebsten zu meinem Vater. Der würde mich gewähren lassen.“

„Er lebt aber in dem heißen, ungesunden Klima!“

„Thut nichts!“ rief Ellena. „Befindet er sich dort wohl, kann auch ich mich dort wohl befinden. Ich habe manchmal Lust ihm nachzureisen.“

„Du?“ sagte Therilde halb ärgerlich — „man reist aber nicht so auf der Erde, wie man es in seinen Gedanken thut. — Es ist auch nicht gut, wenn der Mensch mit seiner Lage nicht zufrieden ist, Ellena. Der liebe Gott hat gütig für uns gesorgt, indem er uns hier ein Elternhaus gab; das müssen wir erkennen.“

„Thue ich's denn nicht etwa?“ versetzte jene schmol-
lend. „Ich habe Dir ja schon vorhin gesagt, daß ich für
die Tante Gasmund durch Feuer und Wasser reunen würde;
aber auf ihre Weise glücklich sein, kann ich nicht. Du
aber, die Du so verständig zu predigen verstehst, wie ver-
hält es sich denn eigentlich mit Dir? Gefällt es Dir etwa
so wohl unter diesem Dache, daß Du es mir mit keinem
anderen vertauschen möchtest?“

Thorilde wurde roth und schlug, um den Blicken der
Pflegeschwester zu entgehen, das Auge nieder.

„Wem bliebe nicht etwas zu wünschen übrig?“ sagte
sie ausweichend.

„Etwas, ja! Doch Alles, Alles, Alles! Aber lassen
wir das. Du bist einmal nicht so aufrichtig von Charakter,
wie ich es bin, und trägst Deine Leiden gern im Stillen;
allein ich durchschaue Dich doch. Du denkst auch daran von
hier zu gehen.“

„Wirklich?“ sagte Thorilde und wollte dazu lachen;
doch wurde nur ein halb verlegenes Verziehen des Mundes
daraus.

„Ja, glaube es nur, ich durchschaue Dich; ich weiß,
daß es Dich verdrießt, wenn die Leute, so oft man Dich
vorstellt, flüstern: von Gasmund? Aber Frau von Gas-
mund hat ja keine Kinder? War Herr von Gasmund schon
einmal verheirathet? Wer ist denn die Mutter dieses hübs-
chen Kindes? Wie oft habe ich Dich bei solchen Gelegen-

heiten roth und blaß werden sehen und einmal sogar -- weißt Du es noch? es war auf dem Balle bei dem Grafen von Bernstorff, Deinem ersten Balle, da bißest Du Dir ein Stück von der Zunge ab, so daß Du vierzehn Tage lang nicht essen konntest."

„Schweig! Um Gotteswillen schweig!“ rief Thorilde mit versagender Stimme und die hellen Thränen stürzten über ihre Wangen.

„Mein Himmel! Was ist Dir! Ich habe Dich ja nicht betrüben wollen,“ rief Ellena geängstigt und zog ihr kleines Batisttuch, um die Thränen zu trocknen, hervor.

„Da! Nun ist's wieder gut. Komm! Lächle mich an! Nie will ich wieder so böse sein, Dich an das, was Dir Schmerz verursacht, zu erinnern. Aber wie ernst Du auch Alles nimmst. Sieh! mich berührt so etwas gar nicht. Was mache ich mir daraus, wie ich in die Welt kam, wenn ich mich nur gut darin befinde! Aber sieh mich nun auch freundlich an! Komm! — Wir wollen von diesen Dingen nicht länger reden; sondern von etwas Anderem. Findest Du es nicht eigentlich grob und ungebührlich von Herrn Leonhard, daß er die Stunde nicht hat abfagen lassen?“

„Er hat Niemand zu senden, wie Du weißt.“

„Aber sonst hatte er doch Jemand?“ sagte Ellena den Kopf aufwerfend.

„Du thust ja, als wenn seine Beziehung zu uns

eine andere geworden wäre? Warum sollte das der Fall sein?"

„Nun, ich weiß gerade nicht warum; aber —“ Sie legte bedenkslich den Kopf auf eine Schulter. „Ja, heraus muß es nun doch einmal. — So wisse denn, daß ich mir früher einbildete, Herr Leopold würde Eine von uns heirathen.“

„Wie? Bist Du toll?“ fragte Thorilde und wurde todtenbleich.

„Ja, Eine von uns; und da dachte ich mir, daß, welche es auch wäre, so sollte sie die Andere mit sich nehmen, um dadurch unsern Leiden abzuhelpfen.“

„Aber wie kamst Du auf den sonderbaren Gedanken?“ fragte Thorilde ganz verwirrt.

„Thorilde und Ellena! ich erwarte Euch!“ ertönte eine Stimme jetzt aus dem Nebenzimmer.

„Pst! Die Tante ruft! Ein anderes Mal erzähle ich Dir das!“ flüsterte Ellena, und richtete sich, um dem Rufe zu folgen, auf.

Thorilde war zögernd hinter Ellena hergegangen, jene sah daher nicht deren verstörte Züge, noch ihr Bemühen, ihrem Gesichte einen ruhigen Ausdruck zu geben. Mutter und Tochter begegneten sich bei ihrem Eintritte in das Zimmer in einem halben Blicke, den Jede zu verkürzen suchte; weil keine wünschte, daß die Andere in ihrem Auge die darin geschriebenen Gedanken lesen möchte.

Man setzte sich an den Tisch, Frau von Gasmund sprach ein Morgengebet, und darauf las Ellena ein Capitel aus den Stunden der Andacht vor. Thorilde hielt dabei das Auge fest auf den gefalteten Händen. Als der Vortrag zu Ende war, trug der Diener das zweite Frühstück auf; nach diesem wurde eine Promenade unternommen und einige Morgenvisiten abgestattet. Trotz ihrer aufgeregten Gemüthsstimmung wollte Frau von Gasmund in diesem gewohnten Kreislauf ihres Tagewerkes keine Unterbrechung eintreten lassen. Thorilde sollte sich nicht selbst überlassen sein, nicht ihren eigenen Gedanken nachhängen können. So schwer es ihr auch ward, heute ihren Bekannten mit Alltagsphrasen entgegen zu treten; so mußte das Schwer vollbracht werden.

Und es ward vollbracht.

Wer hätte es dem feinen, freundlichen Lächeln, womit sie grüßte, wer dem theilnahmvollen Tone, womit sie sagte: „Wie geht es mit Ihrer Gesundheit, liebe Gräfin?“ wohl angemerkt, daß ihr Herz schwer beladen war!

Die Phrase ist erfunden zum Verhehlen der Gedanken, sie benutzte sie diesem Zwecke entsprechend.

Auch die beiden Mädchen lächelten und sprachen; ohne daß ihr Herz in ihren Worten sich verrieth.

Stunde nach Stunde verging, bis auf diese Weise drei Uhr, die jetzt in der vornehmen Welt Berlin's übliche Gßstunde, schlug.

Drei Uhr, dachte Ellena aufhorchend, und überlegte, wie lang der Tag noch sei, wie viele Stunden noch hingehen würden, bis die Nacht komme, wo sie mit ihren wachen Träumen entschlummern und unter dem Eindrucke geträumter Träume zu einem neuen Tage erwachen könne.

Sie theilte mit Thorilden ein Zimmer; allein da es an das der Frau von Gasmund gränzte und die Thüre zwischen beiden nie geschlossen wurde; so war an ein vertrauliches Wort, welches das Ohr der Pflegemutter scheuete, nicht zu denken. Selten nur fand sich eine Minute, wo Beide harmlos mit einander plaudern konnten, von Niemand gehört als von ihrem Gotte, welchen sie nicht als strengen Richter ihrer kleinen thörichten Einfälle fürchteten.

Ihr Gespräch von diesem Morgen fortzusetzen bot sich also für heute wohl kaum noch Gelegenheit, und doch wünschten Beide, wenn auch aus sehr verschiedenen Gründen, darauf zurück zu kommen.

„Warum,“ fragte sich Thorilde, „dachte Ellena daran, daß Leopold sie oder mich heirathen könne? — Warum?“ Und ihr Kopf brannte fieberhaft unter diesem Fragen, ihr Herz klopfte laut, ihre Pulse jagten und der Schlaf floh ihr Auge.

Ellena dagegen hatte die schönen vollen Arme über ihrem Haupte gekreuzt, und athmete in tiefen Zügen. Sie war so gesund, daß sie nicht einmal träumte. Sie war froh gewesen den Tag zurück gelegt zu haben und die Sorge

vor dem kommenden Morgen hatte noch niemals ihre Ruhe verscheucht.

Als Thorilde erwachte, gewahrte sie einen mit Bleistift geschriebenen Streifen Papier neben sich. Er war von Ellena's Hand. Verwundert griff sie danach. Was konnte sie ihr mitzutheilen haben? Ein Ferneres über ihre Hoffnung auf die Hand des Musiklehrers? — Sie las:

„Ich habe heimlich zu L. geschickt und ihn fragen lassen, warum er gestern nicht gekommen sei. Auf ihm beruht unsere ganze Hoffnung. Wenn er jetzt kommt, so ist an Dir die Reihe eine Stunde zu nehmen; benutze diese, zu erforschen, ob wir durch ihn befreit werden können.“

Thorilde fuhr im Bette empor und blickte zu Ellena hinüber; diese aber schlief noch den Schlummer der Gerechten, obwohl der Morgensonne goldene Strahlen durch die Vorhänge lichte Streifen auf ihr Lager sandten. Sie sah, mit den roth angehauchten Wangen, den halb geöffneten Lippen und der plastischen Ruhe des wohlgebauten Körpers wunderbar schön aus.

Sie hatte also an Leopold geschrieben und einen Bosten, um ihr Billet zu übergeben, gefunden; doch entsann sich Thorilde nicht, daß die Schwester sich lange aus dem Zimmer entfernt gehabt. Wie war ihr das also möglich geworden? —

Ein höchst unbehagliches Gefühl bemächtigte sich

ihrer, ein dunkler Instinct jagte ihr, daß hier etwas falsch sei, daß sie nicht klar sehe; allein bei ihrer Jugend und Unerfahrenheit wußte sie dieser Empfindung keine bestimmte Auslegung zu geben. Einstweilen schalt sie Ellena's Betragen eine Thorheit.

Frau von Gasmund fand Thorilde sehr blaß aussehend. „Du ißt nicht, Du schläfst nicht,“ jagte sie, und betrachtete das schöne marmorbleiche Gesicht mit sorgender Mutterliebe.“ Das muß anders werden. Ich habe den Geheimrath bitten lassen zu mir zu kommen. Wir sprechen darüber. Auch habe ich außerdem noch in einer Angelegenheit, die mir großen Kummer verursacht, mit Dir zu reden; sei also darauf gefaßt, daß ich Dich zu mir bescheiden lasse.“

Die Betonung des „Außerdem“ jagte alles Blut in Thorilden's Wangen. Sie küßte verwirrt die Hand der Mutter und wollte sich entfernen.

„Bleib!“ rief diese ihr zu. „Du sollst Dich heute nicht anstrengen, Ellena mag allein die englische Stunde nehmen. Du kannst mir indessen eine kleine Arbeit verrichten, die Dich wohlthätig zerstreuen wird. Ich habe auf einem Schreibtische im Salon alle meine Wochenrechnungen zusammengelegt, und daneben mein Ausgabebuch aufgeschlagen; sei nun so gut diese einzutragen, wie Du es schon öfter gethan hast. Solche mechanischen Arbeiten haben ihr Gutes.“

Thorilde folgte dem Gebote. Beide Mädchen saßen nun getrennt und dabei beschäftigt; so hatte es Frau von Gasmund gewünscht. Sie warf einen Blick in das Zimmer zur Linken, wo Ellena die „Queens of England, by Miss Strickland“ laut las. — Sie trat dann leise an die Thüre des Salons, und fand Thorilde über den Rechnungen gebeugt; beruhigt setzte sie sich nun an ihr Pult, legte einen Bogen Briefpapier zurecht, tunkte die Feder ein, sann einen Augenblick nach, und schrieb:

„Geehrter Herr!

„Ich muß Sie bitten, sich in einer Angelegenheit, welche keinen Aufschub gestattet, zu mir zu bemühen. Mein verstorbener Gatte hat Ihnen das Wohl seiner Tochter an das Herz gelegt, nicht nur als Geschäftsmann, sondern auch als Freund sollten Sie über das theuere Kind wachen, und Ihre warme Theilnahme an deren Ergehen hat mir bis heute bewiesen, daß Sie nicht nur mit Ihrem Kopfe, sondern auch mit dem Herzen ihren Schritten gefolgt sind.

Freilich erlebte ich bis dahin an dem schönen und wohlgebildeten Kinde auch nur Freude, und wenn heute zum ersten Male eine Wolke ihre Zukunft bedroht, so rechne ich darauf, daß durch Ihre Einsicht und Umsicht dem Uebel noch vorzubeugen sein wird. —

Machen Sie mir also die Freude, um vier Uhr zu mir zu kommen. Ich werde Ihnen dann münd-

lich die Sache vortragen, und in Ihre Hand die Entscheidung legen, die nur durch Ihre Autorität getroffen werden kann.

Mit Hochachtung und Freundschaft
Ihre ergebene

Thekla von Gasmund,
geb. von Ikenplitz."

Sie adressirte den Brief an den Staatsanwalt Möser und trug dem Diener dessen Antwort mit zurückzubringen auf. Fände er ihn nicht zu Hause, so sollte er ihn aufsuchen, denn die Sache habe Eile.

Mit dem gewohnten: „Ganz wohl, gnädige Frau?“ verließ Johann das Zimmer.

Frau von Gasmund ging, als er sich entfernt, eine Weile mit gemessenen Schritten auf und ab, eine Bewegung, welche den Act des Nachdenkens befördert, und wenn die Seele unruhig ist, dem Körper wohl thut.

Was hatte Thorilde vermocht, ihr Schicksal einem jungen Manne anzuvertrauen, welcher ihr so wenig bieten konnte? Das fragte sie sich immer auf's Neue und fand die sie befriedigende Antwort nicht. Ein schönes Mädchen, ein reiches Mädchen und dabei in so angenehmen Verhältnissen lebend? Sollte sie wirklich einer so thörichten Liebe fähig sein, um solche Güter dafür hingeben zu wollen? — Sie wiegte ihr Haupt zweifelnd. — Auch sie hatte die

Liebe gekannt, aber, aber Es mußte noch ein Etwas dahinter stecken, dem sie für jetzt nicht auf den Grund zu kommen vermochte.

Wenn die Welt aber erführe, welche Mißheirath die arme Thorilde im Sinne trug? Wenn sie erführe, wie Frau von Gasmund von ihr hintergangen worden? Sie, die sich stets gerühmt hatte, daß sie eine Meisterin in der Kunst Mädchen heranzubilden sei, sollte nun auf diese Weise bloßgestellt werden? Nein, das konnte nicht geschehen. Coûte qui coûte, nur keinen öffentlichen Scandal.

Ein Geldopfer durfte sie nicht scheuen; man mußte aussprengen, es sei Thorilden ein Bad verordnet und sie ging mit beiden Mädchen auf Reisen.

Schon sah sie in Gedanken den Wagen vor der Thüre, die Koffer gepackt, und athmete auf; da klopfte es leise, und der rückkehrende Johann unterbrach das glückliche Spiel ihrer Einbildungskraft.

Er brachte die Antwort des Staatsanwalts, den er noch glücklich zu Hause getroffen. Sie lautete:

„Gnädige Frau!

Ihren Wünschen Gehorjam zu leisten würde unter allen Umständen zu meinen schönsten Pflichten gehört haben; wie viel mehr aber ist dies der Fall, wenn meine Gegenwart in Bezug auf mein schönes Bündel gefordert wird, das mir theuer ist, wie ein eigenes Kind.

Erwarten Sie mich daher ohne Zweifel zu der von Ihnen genannten Stunde und seien Sie überzeugt, daß es an mir nicht liegen soll, das, was dessen Wohlergehen bedroht, aus dem Wege zu räumen.

Mit wahrer Ergebenheit und Verehrung unterzeichnet sich

ganz gehorsamst

D. A. Möser,
Staatsanwalt."

„Gottlob! flüsterte Frau von Gasmond, als sie zu Ende gelesen und schloß den Brief in ihr Pult ein.

Der Künstler als Mensch.

Am Ende der Wilhelmstraße, nahe dem Halleischen Thore, da wo es am Tage einsam ist, am Abend selten ein Wagen rollt, und eben so selten auch ein einzelner Wanderer sich blicken läßt; sehen wir in dem Hinterstübchen eines Hauses zur ebenen Erde eine junge Frau vor einem Tische sitzen, auf welchem eine Lampe brennt, bemüht ein kleines Kind auf ihrem Schooße durch Liebkosungen zu beschwichtigen, während ein anderes etwas größeres in einem hohen Stuhle neben ihr sitzt und eine hölzerne Stadt aufbaut. Das Zimmer ist einfach möblirt, aber die höchste Sauberkeit läßt es elegant erscheinen; Blumen stehen in einer Vase unter dem Spiegel, Blumen vor den Fenstern, Bilder hängen an den Wänden, ein Stubflügel, mit Musikalien bedeckt, steht geöffnet.

Die Inhaberin dieses kleinen Gemaches stand vielleicht in der Mitte der zwanziger Jahre. Sie war blond, zart und fein gebaut, mit einem Gesichte, nicht häßlich, nicht schön, nur anziehend durch einen Zug der Güte, welcher lieblich den Mund umspielte, so oft das Auge wohlwollend auf Jemand fiel. Ihr Benehmen war gewinnend, voll Anmuth, Tact und Herzlichkeit. Ob sie hohe Bildung besaß? Vielleicht nicht! — Sie lebte zu sehr für Andere, um sich diese anzueignen.

Ein junger Mann stürmte in das Zimmer.

„Guten Abend! Agathe!“ rief er und warf Hut und Mantel ab, sein blondes Haar, das lang bis auf die Schultern fiel, aus der Stirne streichend. Darauf setzte er sich an den Flügel und fuhr mit einer Meisterhand durch die Tasten, eine wilde Phantasie folgte, und erst als die Kinder in einem gemeinsamen Weinen das Accompagnement dazu begonnen, schloß er mit ein paar mächtigen Accorden und schlug das Instrument zu.

„Wo ist die Wärterin?“ fragte er sich an den Tisch der jungen Frau gegenüber setzend, und seine matten blauen Augen auf sie richtend.

„Sie wird sogleich zurückkehren,“ erwiderte diese, machte eine Hand frei und reichte sie ihm hin. Er legte seine lange, hagere, kalte Linke auf ihre feinen, weichen warmen Finger; sie drückte diese innig und hielt sie fest, während sie mit ihrer sanften Stimme sagte:

„Du siehst gar nicht wohl aus! Deine Züge sind so schlaff — so übermächtig! Bist Du in Gesellschaft gewesen?“

„Ja; die schöne Camilla Wurmser gab ein Souper, wobei der Champagner floß. Ich konnte kein Auge darauf schließen.“

„Du solltest dergleichen nicht mitmachen, Leopold!“

„Warum nicht mitmachen?“ fuhr er auf. „Es tödtet doch ein paar Stunden an dieser Existenz, die man Leben nennt! In der Lust vergißt man den Schmerz.“

„Aber das Erwachen, — das thut dann doppelt weh, nicht wahr?“ fragte sie mit einem, aus bekümmertem Herzen kommenden Tone.

„Weh! aber nicht doppelt weh,“ erwiderte er, sie träumerisch und abwesend anblickend, „wie jedes Erwachen zu dem halben Bewußtsein des Lebens. Schlaf oder Tod ist Eins; wenn nur die Seele ruht! — Wenn sie aber wacht, so ist gleich der Schmerz da.“ —

„Aber warum immer Schmerz? Ist das Leben denn nicht schön? — Ist es nicht eine Gottesgabe?“

„Für Dich, Agathe, ja!“

„Und warum nicht auch für Dich?“

„Weil ich anders organisirt bin, weil ich andere Anforderungen an das Glück stelle, weil ich, wozu das Leben da ist, frage.“

„So frage es nicht; so beschränke Dich!“ sagte sie,

innig bittend. „Sieh, der Himmel hat Dich so sehr bevorzugt, hat Dir ein so schönes Talent gegeben; Du hast die Töne für Deinen Schmerz, für Deine Liebe, und für Dein Glück, wo mir nur das arme Wort zu Gebote steht, das sich nicht immer nach Wunsch meinen Gedanken und Empfindungen leiht; — Du bist so reich in Dir, trägst eine ganze Welt in Deiner Brust, schöpfst aus einem unverstiegbaren Quell' immer Neues und immer Schönes — und willst dabei nicht froh, nicht zufrieden sein, Deinem Wesen keine Schranken, Deinem Wünschen keine Gränzen stecken? Warum das nicht, da es doch einzig zum Glücke führt? Nur der Genügsame ist reich. Wer stets mehr verlangt, wie ihm gegeben ist, schreitet mit seinem Begehren weiter und weiter und klopft endlich, wenn ihm der Himmel verschlossen bleibt, in seinem Troste an die Pforten der Hölle.“

Er hatte ihr lächelnd zugehört, drückte zärtlich ihre Hand und ließ sie dann los.

„Welche saubere, einnehmende Repräsentantin altbürgerlicher Respectabilität aus Dir redet, meine Agathe!“ sagte er mit einem Seufzer. „Jeder noch so hausbackene Philister würde, wenn Du so reizend predigst, sein Wohlgefallen an Dir haben und seinen langen Zopf gar nicht im Wege finden.“

„Ich?“ erwiderte die junge Frau und ihr Blick traf die beiden Lieblinge ihres Herzens; „ich eine Reprä-

sentantin der Respectabilität? Den Spott verdiene ich vielleicht, doch solltest Du ihn an mir nicht üben.“

Eine Thräne zitterte in ihrem Auge.

„Agathe!“ rief er weich; sprang auf und küßte sie. Dann trällerte er nach einer selbsterfundnen Melodie: „Dies Kind, Ihr Götter, ach! so rein, laßt Eurer Huld empfohlen sein!“

„Weißt Du, daß Du mich immer von Neuem inspirirst, Agathe?“ sagte er, sich wieder ihr gegenüber setzend. „Sieh! so gewiß ist es, daß der Dichter — und der Componist ist in seiner Weise ja auch Dichter — nur durch Unschuld und Reinheit des Herzens zu neuen Schöpfungen begeistert wird. Die Wahrheit gehört dem Himmel an, die Lüge gehört der Hölle; in Dir aber ist lauter Wahrheit. Du kennst die Liebe — denn Du bist die Liebe — Du fürchtest die Leidenschaft, weil sie ein Moloch ist, welcher mit seinem glühenden Hauche alle Blüthen der Menschenseele verzehrt, und nur den Eigennutz, welcher um jeden Preis den Besitz des Anderen fordert, in dem kranken Menschenherzen zurückläßt.“

„Hat Dich je eine andere Frau so sehr geliebt, wie ich Dich liebe?“ fragte sie wehmüthig.

„So sehr, ja; aber keine hat mich so geliebt, wie Du mich liebst! Ach Agathe, daß ich dieser schönen Liebe so unwerth bin!“ Und er kniete neben ihr nieder, verbarag sein Gesicht in ihren Kleidern und schluchzte laut.

„Karl! O mein Gott! Karl!“ hauchte sie bewegt, und streichelte seine Wange, und beugte sich mit mütterlicher Zärtlichkeit über ihn hin, um seine Stirne zu küssen. „Mein Karl! Mein innig geliebter Freund! Was fehlt Dir? Sieh! Du betrübst Deine arme Agathe, betrübst sie bis ins tiefste Herz hinein, wenn Du so mit Dir selbst zerfallen, so aufgeregert zu mir kommst. Was soll ich da sagen? Wie Dich trösten? Ich, die ich an Dir eine Stütze, einen Halt haben möchte, um mir den Muth zu geben, so manches mir Auf-erlegte zu tragen; ich soll nun noch Deine Trösterin sein. Und ach! womit Dich trösten? Was soll ich sagen, wenn Du so bekümmert bist, wie auch heute wieder, und ich rathlos in Dein liebes Auge schaue, um in Deinen Blicken zu lesen, was Dir eigentlich fehlt? Ich weiß es ja nicht, ich wußte es ja nie, was Du vom Leben begehrtest. Liebe? Die findest Du bei mir. Ruhm? Den bringt Dir die Aus-übung Deines Talentes. Geld? Der Genügsame bedarf so wenig, und ich würde mich gern noch mehr einschränken, wie es jetzt geschieht, wenn ich Dir damit eine Sorge ersparen könnte. Ich möchte am liebsten ja nichts von Dir annehmen, möchte selbst erwerben, was ich für mich und meine Kinder bedarf und so Gott will, soll es auch künftig geschehen. Da nun aber in allen diesen Hauptbedingungen zum Glücke der Quell Deines Glends nicht zu finden ist, wo soll ich ihn denn vermuthen? — Ich weiß es nicht. — Und daß ich es nicht weiß, sieh! das betrübt mich so tief,

so über alle Begriffe tief, daß es keine Worte giebt, um was mein Herz dabei empfindet, auszudrücken. — Ich möchte Dich so gern glücklich machen, möchte es um jeden Preis thun. Was ist mein Leben, wenn ihm diese Perle fehlt? — Wie gern gäbe ich es hin für Dich, wenn Dir damit zu helfen wäre? — Habe ich Dir doch schon Höheres geopfert, meine Ehre vor der Welt, den Frieden meines Gewissens, weil Du meintest, daß ein festes Band Deine Liebe zu mir ertödteten würde, daß nur in der Freiheit das Glück beruhe? So bist Du denn frei geblieben, und doch — und doch, Karl! — Was bringt uns diese Freiheit ein, als zwiefachen Kummer. Wir leben getrennt, um die Menschen über unser Verhältniß im Dunkeln zu lassen; allein wir täuschen sie nicht. Unsere Kinder entbehren des Glückes, unter einem Vaterauge aufzuwachsen. Du wolltest es so, und Dein Wille war mir Gesetz. Sage mir aber nur einmal recht klar, was sonst noch geschehen kann, geschehen muß, damit Du mit Deinem Schicksale ausgeöhnt werdest? — Kann ich noch irgend etwas für Dich thun? — Giebt es noch irgend ein Opfer zu bringen? — Nenne es und ich hoffe, daß mir kein's zu schwer fallen soll. Nur das Eine ertrage ich nicht: Dich fort und fort unbefriedigt, unglücklich zu sehen.“

Er hatte, sein Haupt in ihrem Schooße begraben, ihr zugehört. Jetzt machte sie eine Pause, seiner Erwiederung harrend. Bevor er eine Antwort ertheilte, sprach er auf.

rannte wild auf und ab, fuhr mit der Hand durch sein dickes Haar, schüttelte es in den Nacken zurück, und setzte sich schließlich ihr gegenüber.

„Anderß muß es werden,“ begann er, und stützte sein Haupt, so daß sein Gesicht von der Hand bedeckt wurde und er wohl sie sehen, sie aber nicht in seinen Zügen lesen konnte; „ich fühle es, daß mein Genius den Sorgen für das tägliche Brod gegenüber zu Grunde geht. Ich muß frei werden von dem martervollen Leben oder meine schöpferischen Gedanken erlahmen.“

„Wie, frei werden?“ fragte die junge Frau sanft. „Wärest Du es zufrieden, Deine Zeit nicht mit Gold bezahlt zu sehen? Möchtest Du umsonst arbeiten? Gewiß nicht! Du hast mir ja selbst so oft gesagt, daß das Gold, als Maß des Werthes Deiner Leistungen, der Idee nach dem Künstler mehr gälte, als es dem Nutzen nach zu berechnen sei, und andererseits hast Du ebenfalls behauptet, ein gewisses Muß sei mehr wohlthätig als nachtheilig für den Mann von Talent, weil begabte Leute nur mit Widerwillen eine mechanische Arbeit verrichten; ohne diese aber, was der Geist geschaffen, nicht an das Licht zu bringen sei. Ein Künstler werde gar leicht zum Bonvivant oder Bummeler, wenn die Nothwendigkeit ihn nicht zwänge Ordnung in sein Leben zu bringen; wie häufig hast Du mich damit getröstet, wenn ich Dich beklagen wollte, daß Du Noten

ichreiben, oder dem Klimplern Deiner Schüler zuhören müßtest.“

„Ich bewundere Dein gutes Gedächtniß,“ antwortete er mit Bitterkeit.

„Ich sehe also nicht ein, wie man Dir die materiellen Sorgen abnehmen könnte, ohne dem Künstler in Dir eine Entschuldigung zu leihen, lässig zu werden,“ sagte sie unbeirrt.

„Das spricht Dein Ehrgeiz; nicht Deine Liebe.“

„Ich wüßte nicht, wie sich beide trennen ließen,“ erwiderte sie sanft und lächelte dazu; „denn ich will ja vor allen Dingen Dein Glück, und ich kenne Dich. Ohne Erfolg, ohne den Applaus der Welt wäre es für Dich nicht zu finden. Sage mir nun aber aufrichtig: was verstimmt Dich? — Was nimmt Dir die Freude an Deiner Arbeit? — Es wird Dein Herz erleichtern, wenn Du Dich darüber aussprichst; und vielleicht kann ich Dir dennoch Hilfe bringen. Der Liebe ist ja nichts unmöglich.“

Er bewegte zweifelnd sein Haupt.

„Karl, ich bitte Dich! Bekümmere mich nicht durch einen Mangel an Vertrauen,“ sagte sie innig. „Was es auch sei, theile es mir mit! Ich versichere Dich, daß Deine Worte, welches Inhaltes sie auch sein mögen, mich nur halb so unglücklich machen können, wie Dein niedergeschlagenes Aussehen es thut.“

„Gut denn!“ rief er plötzlich entschlossen. „Ich will

Dich auf die Probe stellen; ich will sehen, ob auf Deine Liebe zu bauen ist."

"Also?" fragte sie lächelnd und selbstgewiß.

"Wirst Du, wenn man nach mir fragt, mich verleugnen können? Wirst Du, wenn man nach Deiner Beziehung zu mir forscht, zu sagen vermögen: Du kennest mich nicht?"

Purpurglut hatte ihre Wangen überzogen.

"Dich verleugnen?" fragte sie. "Nein Karl, das kann ich nicht. Ich vermag zu schweigen, dem Forschenden zu erwidern: Was mischen Sie sich ungerufen in meine Angelegenheiten? Ich kann den abweisen, der etwas von mir erfahren will; aber das Gegentheil von dem, was Thatbestand ist, versichern, das kann ich nicht; das kann ich nie und — will ich nie!"

"Es ist auch nur von einer Beharrlichkeit im Verschweigen die Rede," erwiderte er befangen.

"Diese werde ich, wenn Du es wünschest, bis zu den äußersten Consequenzen fortsetzen. Allein — wäre es darum nicht auch angemessen, daß Du mir die Gründe, weshalb sich irgend Jemand in unsere Beziehung mischen, weshalb ein unberufener Frager sich hier eindringen sollte, nennst?"

"Grifeldis machte den Anspruch nie."

"Ist sie plötzlich Dein Ideal geworden?" fragte die junge Frau mit schelmischem Lächeln. "Du hattest ja

sonst ganz andere Typen der Nachahmung für mich? Aber gleichviel! Auf das Besagte zurückzukommen: was will man von uns? Warum fürchtest Du die Neugierde der Menschen?“

„Weil die Menschen neugierig sind, so muß ich fürchten, daß sie sich um Dinge bekümmern, die sie nichts angehen.“

„So plötzlich kommt Dir diese Furcht? — Wie, wenn ich nun eifersüchtig würde? Eine Nebenbuhlerin witterte?“

Sie lachte dazu, als ob der Fall nur des Scherzes würdig sei.

„Du nimmst die Sache leicht, wie ich sehe,“ sagte der Künstler aufathmend; „Du weißt, daß die Nebenbuhlerin nie in meinem Herzen einen Platz neben Dir fordern könnte, wenn sie auch vor der Welt meinen Namen trüge.“

„Es ist also eine Nebenbuhlerin da?“ fragte Agathe erbleichend, und ihre Augen wurden plötzlich größer.

„Man kann es eigentlich nicht so nennen,“ erwiderte der junge Mann ausweichend. „Wenn ich, meiner Stellung in der Gesellschaft halber, einem reichen Mädchen von Familie meine Hand reichen sollte; so geschähe es, wie Du selbst ja urtheilst, nur des Applaus halber, es wäre eine reine Geschäftssache, welche mit dem Bündnisse unserer Herzen nichts zu thun hätte.“

„Es wäre?“ rief die junge Frau, wie erstarrt vor

einem Bilde ihrer Zukunft, das sie noch nie in das Auge gefaßt hatte, und fast entglitt das Kind ihrem Schooße. „Rosine!“ rief sie, und die Wärterin, welche indessen zurückgekehrt war, nahm die Kinder mit sich fort.

Sie stand nun bleich und zitternd dem Künstler gegenüber. „Wenn, was Du als Möglichkeit hinstelltest, Leopold,“ begann sie, „je der Fall sein könnte; so hättest Du mich fürchterlich getäuscht! Neben Deiner Gattin wäre meine Stellung die eines ehrlosen Weibes, würden meine Kinder Ausgestoßene der menschlichen Gesellschaft, — Bastarde — schlimmer als Waisen! — Sage darum, daß Deine Worte Scherz gewesen sind. — Du bist kein Schuft! — Du bist das nicht.“

„Wie kannst Du Dich unterstehen, so mit mir zu reden!“ rief er bleich vor Zorn. „Ist das die Sprache, welche eine Frau, die ich erhalte, sich herausnehmen darf?“

„Das, mir!“ stieß Agathe heraus und die Hand auf das Herz legend, als wollte sie es vor dem Zerpringen hüten, brach sie zusammen.

Leopold fing sie auf und trug sie auf ihr Lager. Er badete ihre Stirne mit Eau de Cologne, um sie wieder in das Leben zurückzurufen.

Matt schlug sie endlich das Auge auf; allein so wie sie ihn erkannte, schrie sie auf und wandte sich von ihm ab, als ob seine Nähe ihr Weh verursache.

Das that seiner Eitelkeit weh. Er harrte eine Weile. Als sie aber fortfuhr ihm den Rücken zu wenden, ging er hinaus, empfahl dem Mädchen Sorgsamkeit, und trug ihr auf, ihrer Gebieterin zu sagen, daß sie ihn benachrichtigen möge, wenn sie ihn zu sehen aufgelegt sei.

Sein Ohr vernahm den gellenden Schrei schon nicht mehr, welchen Agathe, so wie er das Haus verlassen hatte, ausstieß; sein Auge sah nicht, wie sie sich in Zuckungen und Thränen auf ihrem Lager wand, die Hände wie eine Verzweifelte rang, der Anblick ihrer Kinder, statt sie zu besänftigen, nur ihre Aufregung vermehrte, Rosine rathlos neben ihr stand. Diese legte endlich das jüngste Kind in die Wiege, nahm das ältere auf den Arm, und eilte in die dritte Etage hinauf, wo Louise Verschel, eine junge Nähterin, wohnte, mit der sie an schönen Sommertagen des Sonntags in dem kleinen Garten am Hause zusammen geseßen, und eine Art Freundschaftsbündniß geschlossen hatte, das zu gegenseitigen kleinen Gefälligkeiten führte; denn selten kennt man in der großen Stadt die Mitbewohner des Hauses; allein steht hier der Einzelne in den Stunden der Trübsal, allein steht er mit seiner Sorge und seinem Leide, bis von ferne her ein Freund ihn aufgefunden hat.

Das junge Mädchen war so eben erst aus der Stadt zurückgekehrt und hatte Hut und Shawl noch nicht abgelegt, als es klopfte und Rosine mit dem Kinde auf dem

Arme, ganz verstört, bei ihr eintrat. Sie berichtete den traurigen Zustand ihrer Herrin, und bat die Andere einen Arzt zu holen. Louise, obgleich ermüdet von ihrem Tagewerke und dem eben zurückgelegten langen Wege nach Hause, hatte keine abschlagende Antwort, wo es galt in der Noth eine Hülfe zu reichen, sie schnürte sogleich die Schleife ihres Hutbandes wieder fest, ergriff die kleine Lampe und ging, die Thüre hinter sich abschließend, die düsteren Treppen hinunter voran; dann eilte sie in die Nacht hinaus, flog der Friedrichsstraße zu, wo sie im Hause des Geheimraths Ledebuhr öfters gearbeitet hatte und am Ersten auf schnelle Hülfe rechnen durfte, im Fall sie ihn nur zu Hause fand. Athemlos langte sie an, wandte sich erst an die Köchin, welche sie dann zu dem Fräulein führte, durch die sie nun zu dem Bruder gelangte. Dieser hatte sich schon in sein Schlafgemach zurückgezogen und las bei einer Studirlampe die Zeitungen. „Agathe Müller, jagen Sie?“ fragte er, hoch aufhorchend, „das ist ja eine Fügung von oben. Man soll mir eine Droschke holen, in fünf Minuten bin ich bereit.“ —

„Seltsam!“ murmelte er vor sich hin, während er Hut und Stock suchte. „Als ob es gerade so hätte kommen sollen. Wie erwünscht ist mir dieser Ruf!“

Louise nahm auf dem Rücksitze des Wagens bescheiden dem Geheimerathe gegenüber ein Plätzchen ein und zog ihre Kleider dabei, als ob sie besorge, dem großen

Manne immer noch nicht Raum genug gelassen zu haben, eng um sich zusammen.

Sie erreichten in wenig Minuten die Wohnung der Frau Müller, Louise hatte den Schlüssel zum Vorhause mitgenommen, und öffnete leise; ihr Lämpchen stand auf dem Tische, sie leuchtete damit dem Arzte durch das Wohngemach, wo es dunkel war; Rosinens Stimme klang zu ihnen herüber, sie sang die Kleinen in den Schlaf. Louise pochte leise; als Niemand Herein rief, öffnete sie behende. So wie die hohe Gestalt des Geheimraths in der Thüre erschien, fuhr Agathe von ihrem Lager empor, und maß ihn mit irren Blicken. Sie phantasirte. Er legte die Hand auf ihre Stirne, fühlte ihren Puls. Kein Zweifel, daß eine Gehirnentzündung zu fürchten stand. Er winkte Rosinen in das Nebenzimmer, um von ihr zu erforschen, seit wann ihre Herrin in diesem Zustande sei, und er vermochte sich aus ihrem Berichte so ziemlich den Sachbestand zu erklären. Die Dienerin kannte freilich die Beziehung der Frau Müller zu dem Herrn Leopold nicht, denn sie war erst seit drei Monaten in ihrem Dienste; allein sie vermuthete mit dem richtigen Instincte einer gesunden Natur, daß unter Beiden nicht Alles so ganz in der Ordnung sei, und haßte ihn, weil er nie Freude in diese stille Wohnung brachte.

Das Mädchen war nicht im Stande, die Kinder

zu besorgen und die Kranke zu versorgen, es mußte ihr eine Hülfe zugegeben werden, Louise erbot sich diese Nacht zu wachen, der Geheimrath fuhr selbst nach einer Apotheke und besorgte die Arznei, in der Frühe des nächsten Morgens versprach er zurückzukehren. Die Lage der jungen Mutter, die kleine so einfache und doch so zierliche Wohnung, sowie Alles, was er sonst über das Leben und den Charakter der Frau Agathe Müller gehört hatte, nahm ihn für diese ein, und wandte ihr seine Theilnahme zu.

So spät es auch schon bei seiner Rückkehr nach Hause war, so ging er doch, bevor er die Ruhe suchte, an seinen Schreibtisch und meldete Frau von Gasmund durch ein paar Zeilen das Vorgefallene, sie bittend, auch den Staatsanwalt Mäser davon in Kenntniß zu setzen. Gleich in der Frühe sollte sein Diener ihr diesen Brief überbringen. Auch mit seiner Schwester nahm er dann noch eine kurze Rücksprache, welche die Bitte enthielt: daß sie ihn am Morgen bei seiner Fahrt zu Frau Agathe Müller begleiten möge.

„Es ist dort weibliche Hülfe, weiblicher Rath nothwendig,“ sagte er ernst; „wir haben, wenn ein Mensch leidet, nicht zu fragen, wie er zu seinem Leiden gekommen ist; sondern ihm vorerst zu helfen; ist das geschehen, dann mögen wir, — wenn es uns Bedürfniß ist,

— forschen, ob er selbst verschuldete, was ihn traf, und den Stachel seiner eigenen Vorwürfe durch die unsrigen verstärken, — obwohl wir ihn dadurch nur unglücklicher, nicht besser machen; — allein das Gewissen von Euch Frauen ist der Art, daß Ihr Euch diesen Triumph Eures eigenen Werthes selten versagen könnt. Vorerst aber soll nur Dein Mitleid reden, das fordere ich!“

Fräulein Ledebuhr war gegen den Bruder nachgiebig, weil sie es sein zu müssen glaubte, damit er nicht auf den Gedanken gerathe eine Gattin zu wählen; sie erfüllte daher nicht aus Liebe, sondern aus Eigennutz, seine Wünsche, und ihre strenge Tugend, — welche freilich nie großen Versuchungen ausgesetzt gewesen — legte sich manchen Zwang an. Sie seufzte, daß sie dem Laster Vorschub leisten sollte; allein sie war dennoch entschlossen es zu thun und zwar mit guter Miene.

Die Nacht ist kurz für den, welcher sein Haupt auf den Pfuhl erfüllter Pflichten zur Ruhe legt. Gestärkt erwachte der Geheimrath zu seinem Tagewerke, und sagte nicht, wenn auch persönlich ihm nicht immer in gleichem Maße gelohnt ward, im Dienste der Menschheit seine Kräfte zu verwenden.

Während er in seinem Taschenbuche die Stunden seiner Visiten verzeichnete, saß Frau von Gasmund an

ihrem Frühstückstische mit seinem Billet in der Hand und überlegte, ob der Anstand gestatten würde, daß sie zu ihm eile, und mündlich noch Genaueres über die verworfene Person zu erfahren suche, von der er in so nachsichtigem Tone gesprochen. Allein wie groß auch ihre Neugierde war, so konnte sie das Ceremoniell doch in dem Grade nicht überspringen, um einen Arzt als Gesunde aufzusuchen; sie hieß also ihre Wünsche schweigen, und schrieb, zur Erleichterung ihres Herzens, an ihren Geschäftsfreund einen langen, ausführlichen Brief, welcher die kurze Bitte enthielt, in der bewußten Sache nun sofort den besprochenen Schritt zu thun.

Der Staatsanwalt Möser war dieser in ihrer gestrigen Unterredung getroffenen Uebereinkunft nachzukommen bereit; nachdem er das eben erhaltene Billet zu Ende gelesen, entfaltete er das vor ihm liegende zum Versiegeln fertige Schreiben, und durchlief seinen Inhalt noch einmal. Es lautete:

„Euer Wohlgeboren

bin ich beauftragt, als Vormund des Fräulein Thorilde von Gasmund, um eine Unterredung zu ersuchen, welche entweder in Ihrer Wohnung, oder auch in der meinigen stattfinden kann, je nachdem es Ihrer Be-

quemlichkeit zusagt. Ich habe mir die Stunden von 10—11 dazu reservirt und erwarte Ihre Antwort.

Euer Wohlgeboren

ergebenster

Staatsanwalt Möser."

Dieser Brief, an Herrn Leopold, Tonkünstler, adressirt, wurde nun sogleich abgesandt, und der Diener beauftragt, die Antwort mitzubringen. Er fand den genannten Herrn im Bette. Um seine Verstimmung los zu werden, war er gestern Abend noch in eine lustige Gesellschaft gegangen und mit grauendem Tage zurückgekehrt; nun wurde er in seinen Morgenträumen durch eine Botschaft aufgeschreckt, welche ihn zugleich mit Hoffnung und Bangen erfüllte. Rasch fuhr er von seinem Lager auf, schüttelte sein langes Haar aus dem Gesichte und rief dem Ueberbringer des Briefes zu: daß er in einer halben Stunde bei dem Herrn Staatsanwalte sein werde. Unruhig überlegte er dann, während er weiße Wäsche anlegte, was dieser ihm möglicher Weise mitzutheilen haben werde. Nur flüchtig streiften seine Gedanken zu der armen Agathe, deren Liebe er so versichert war, daß er sie immer noch durch Brosamen überreich zu machen sich im Stande fühlte. Ihn ganz allein zu besitzen, wäre für ein so unbedeutendes ihn nur halb verstehendes Geschöpf des Glückes zu viel gewesen; eigennützig und anmaßend erschien ihm das Be-

gehren, einen Genius, der ohnehin keine Fesseln ertrug, durch die allgewöhnlichsten Bande an sich fetten zu wollen. Auch war sie nach einer ruhigen Nacht gewiß schon zur Erkenntniß dieses Irrthums gekommen. „Eine Droschke!“ schrie er hinaus, schlürfte eine Tasse schwarzen Kaffee, streifte ein paar halbschmutzige gelbe Glacéhandschuhe über die langen, feinen Hände, und stürzte sich in den Wagen. Davon rollte dieser mit ihm, der Lösung seines Geschickes entgegen.

Die Enthüllung.

Frau von Gasmund hatte gegen Thorilde noch kein Wort über den Antrag des Herrn Leopold fallen lassen, und die dem jungen Mädchen angekündigte Unterredung schwebte, wie das Schwert des Damokles, über dem schönen Haupte, das sich, ohne mütterliche Erlaubniß, in eine erste Liebe verstrickt hatte, deren Strohfeuer allerlei bedenkliche Funken sprühte. — Sie trug in das große Rechnungsbuch die verschiedenartigsten Seufzer mit ein, welche sich unter den Wirthschaftszuthaten recht sonderbar ausnahmen. Die Arbeit wollte nicht fortrücken; denn das Ohr der Schreiberin ließ sie bei jedem Schellen am Vorhause, und dem Tone einer fremden Stimme zusammenzucken, als ob ein Ereigniß damit verknüpft sei. Ellena's schöne

Stimme drang dabei aus der Ferne an ihr Ohr. Sie sang Liebeslieder.

Wie lang ist so ein Tag, an welchem das Herz klopft, die Pulse jagen, und das gehoffte Ja mit dem gefürchteten Nein auf und ab in der Waage steigen!

Erst um die Theestunde wurde sie erlöst, aber nur erlöst aus ihrer Einsamkeit, nicht aus ihrer peinlichen Ungewißheit. Frau von Gasmund erschien sehr ernst und nachdenkend. Sie erwähnte nicht, wer bei ihr gewesen sei. Doch hatte Thorilde Tritte und Männerstimmen, unter denen sie die ihres Vormunds zu unterscheiden geglaubt, vernommen. Oder war es Einbildung gewesen?

Man sprach von gleichgültigen Dingen. Ellena schenkte den Thee ein, goß, wie gewöhnlich, Alles über und eine lange Strafpredigt erfolgte, welche der Eintritt eines späten Gastes unterbrach. Während man diesen begrüßte, fühlte Thorilde ein Papier in ihre Hand gedrückt; gespannt auf Ellena's geheimnißvolle Mittheilung nahm sie ein Zeitungsblatt, um dahinter versteckt die Schrift zu entziffern; allein sie fand nur die mit Bleistift geschriebenen Worte:

„Dein langes Gesicht gefällt mir nicht. Wozu das? Was man nicht in Güte erhält, das nimmt man mit Gewalt.“

So war Ellena von der Sache unterrichtet? Aber wie? Aber durch wen? — Die Mutter hatte gewiß kein

Wörtchen gegen sie fallen lassen. Wieder beklemmte ein Etwas ihre Brust, dem sie keinen Namen zu geben wußte.

Frau von Gasmund wich den Mädchen nicht von der Seite; es war heute weniger noch als sonst an ein vertrauliches Wörtchen unter ihnen zu denken, und der nächste Morgen verwies jede abermals in ihr besonderes Zimmer.

Wie lange sollte diese Art von Gefangenschaft fort-dauern? fragte sie sich.

Während Thorilde im Salon am Schreibtische saß, hörte sie die Mutter im Nebengemache unruhig auf und abgehen, wie es gewöhnlich geschah, wenn ihr Gemüth bewegt war, oder eine Sorge auf ihr lastete. Später kam der Geheimrath, darauf dessen Schwester, endlich um die Mittagsstunde der Staatsanwalt Möser. An eine Promenade wurde heute gar nicht gedacht; bei Tische genoß Frau von Gasmund keinen Bissen, Thorilde meinte, sie nähme die Sache viel zu ernst, verheiratheten sich doch andere Mädchen in ihrem Alter, warum sollte sie durch so viele Schwierigkeiten gequält werden?

Die unerfahrene Jugend, welche nur ihre eigenen Wünsche sieht, wird selbstüchtig aus Unkenntniß der Dinge; nicht Absicht macht sie so.

Sie hätte gern gewußt, was man verhandelte; allein wie sollte sie es in Erfahrung bringen? Die erste Liebe ist furchtsam, schon das Aussprechen des Namens von dem Manne, welchem sie ihre Gefühle gewidmet, bringt hohes

Roß in die Wangen, und scheues Verstecken ist das Element, wovon sie sich nährt.

Es war Dämmerung geworden, und müde ruhte das dunkle Köpfschen in ihren Händen auf dem Tische. Sie hatte sich damit unterhalten, alle Begebenheiten des letzten Jahres, die aus Nichts bestanden und ihr doch so wichtig erschienen, zurückzurufen und aus dem wachen Träumen war sie in das unwillkürliche übergegangen. Da hörte sie ihren Namen rufen und fuhr empor. Thorilde! erklang es noch einmal. Es war die Mutter. Sie beschied sie zu der gefürchteten und doch jetzt ersehnten Unterredung.

Wie ihr das Herz pochte! Wie es still zu stehen schien und dann plötzlich wieder laut ward!

Der Diener brachte Lichter in den Salon. Frau von Gasmond schloß bedächtig die in das anstoßende Zimmer führende Thüre und winkte Thorilden sich zu ihr auf den weichen Sammetdiwan niederzulassen. Sie nahm die Hand des jungen Mädchens, behielt sie in der ihrigen und sah ihr dabei kummervoll in das Auge.

„Du hast mir nie Sorge gemacht, Thorilde!“ begann sie, „und wenn es jetzt geschieht, so nehme ich an, daß nur jugendliche Unbesonnenheit, nicht überlegter Wille die Ursache sei. Du hast Dir nicht vorgestellt, daß es mich tief betrüben würde, wenn ein junger Mann durch die Bitte um Deine Hand, unter der Versicherung, daß es mit Dei-

ner Genehmigung geschähe, mich überraschte? Nicht wahr, Du hast das nicht gedacht?

Kleinlaut flüsterte Thorilde: „Nein!“

„Du hast nicht gewußt, daß man einen Mann nicht zu einer Bewerbung erimuthigen dürfe, ohne zu wissen, ob seine Stellung in der Welt auch eine solche sei, um einem Mädchen, das Ansprüche machen kann, seine Hand bieten zu dürfen. Du wirst erst siebzehn Jahre alt, und kennst das Leben nur aus Dichtungen. Torquato Tasso und der Ritter von Toggenburg schwebten Dir vor. Allein die Wirklichkeit sieht anders aus, mein Kind, als die ideale Welt, womit die Poesie uns erfreut. Dort ist den Männern die Liebe das Erste; im Leben aber geht ihnen der Ehrgeiz, die Stellung, ihr Ansehen unter den Menschen Jeglichem vor, und nach dem, was sie da erreichen, werden sie von der Gesellschaft und folglich auch von den Frauen beurtheilt. Es thut Dir nun wahrscheinlich weh, wenn ich Dir sage, daß Herr Leopold die Mittel eine Familie zu gründen, nicht besitzt und daher, indem er Dich bewegen wollte, sein Schicksal zu theilen, leichtsinnig mit Deinem Glücke gespielt hat.“

„Ich kann ja warten!“ fuhr Thorilde auf. „Ich bin ja, wie Du eben sagtest, noch nicht siebzehn Jahre alt; seine Stellung wird sich indessen immer mehr befestigen. Bin ich mündig, so erhält er dann mit mir mein Erbtheil.“

„So?“ sagte Frau von Gasmund gedehnt und alle

Milde wich plötzlich aus ihren Zügen. „Also darauf machtet Ihr bereits Rechnung? — Darf ich aber fragen, wo Du die Jahre bis zu Deiner Majorität zu verleben gedächtest?“

„Doch wohl hier?“ fragte Thorilde verwundert. „Ohne Zweifel, bis zu meiner Verheirathung, bei Dir?“

„Ohne Zweifel? das fragt sich doch noch,“ sagte Frau von Gasmund bitter. „Du vergißt bei diesem Rechnungserempel, daß Du mein eigenes Kind nicht bist. Zum ersten Male muß ich Dich daran erinnern; zum ersten Male, Thorilde, seit ich Dich, ein kleines hülfbedürftiges Wesen an ein Mutterherz legte, und mit Muttertreue und Mutterliebe großzog, — zum ersten Male sei das harte Wort unter uns gesprochen, daß Du nur ein Kind meiner Wahl bist, und daß Dein Erbtheil, wenn Du meinem Willen zuwider handelst, Dir verloren geht.“

Hohe Röthe flammte in dem Gesichte der jugendlichen Hörerin auf; dieser folgte tödtliche Blässe, während sie mit zitternd bewegter Stimme erwiderte: „Du würdest mich also verstoßen, sobald ich mich nach eigener Neigung verheirathete?“

„Nicht doch! das wäre hart, wäre grausam,“ versetzte Frau von Gasmund milder. „Wähle nach Deinem Herzen; aber wähle Niemand, der nicht als Sohn in mein Haus, in meine Gesellschaft, an meine Mutterbrust paßt.“

„Habe ich das etwa gethan?“

„Du hast es.“

„Ich glaubte die Bildung sei der beste Adel.“

„Ich spreche nicht einmal von Adel; ich spreche nur von Achtbarkeit.“

„Wo ginge diese Leopold ab?“

„An allen Seiten, wo er sich Deinem Auge entzog. Du sahst ihn nur am Claviere, sahst nur den Künstler, nie den Menschen. Du kennst sein Thun und Treiben nicht; er ist Dir unbekannt in seinen Beziehungen zu der Welt, zu liebenswürdigen Frauen. Du liebtest in ihm, was in ihm liebenswerth ist: sein Talent; — doch bietet das- selbe keine Art von Garantie für Dein Glück, das aus ganz anderen Eigenschaften hervorgehen muß.“

„Ich bewundere ihn so sehr, daß ich kleine Schat- teuseiten seines Charakters, — wenn sich diese vorfinden sollten — übersehen könnte. Er brauchte sich nur an den Flügel zu setzen, und über dem Künstler wäre jede Schwäche des Menschen vergessen.“

„Das meinst Du? Armes Kind! Doch sagte ich Dir, wie schwer Du diesen Irrthum büßen könntest, so würdest Du es nicht für möglich halten. Ich will Dir also kein schwarzes Bild Deiner Zukunft an seiner Seite vorführen, das Dir unverständlich wäre, Dir unglaublich erscheinen würde; sondern nur einfach an Deine Recht- lichkeit appelliren. Wenn Leopold ein früher gegebenes

Bersprechen zu lösen hätte; würdest Du dann seine Bitte um Deine Hand gerechtfertigt finden?"

„Das hat er nicht!“ fuhr Thorilbe auf und lächelte dazu in schönem gläubigen Vertrauen.

„Wenn ich Dir aber beweisen könnte, daß es der Fall wäre?“

„Wie der Fall? — Meinst Du etwa zu sagen, daß er schon einmal ein Mädchen geliebt hat? — Meinst Du das; so verzeihe ich es ihm gern. Täuschen doch auch wir uns mitunter in unsern Neigungen; warum also er nicht?“

„Du wärest es also zufrieden, nicht seine erste Liebe zu sein?“

„Warum nicht? Sobald ich nur seine letzte bin?“

„Wer aber bürgt Dir dafür, daß sein Herz bei Dir stehen bleibt?“

„Meine Neigung für ihn, mein Vertrauen in ihn, die tausend Stimmen in meiner Brust, und diese innern Stimmen, sie müssen Wahrheit reden. — Sieh, Mutter,“ fuhr sie lebhaft fort, „ich wußte wohl, daß Leopold Dir kein willkommener Sohn sein würde, sein könnte; und darum diese Heimlichkeit, die ich mir tausendmal vorgeworfen habe. Aber ich liebte ihn, das entschuldigt Alles. Suche mich nicht von ihm abwendig zu machen, trenne uns nicht, ich bitte Dich! Ich möchte Dich nicht lassen, ich möchte ihn nicht lassen; und doch, sollte mein Herz entscheiden zwischen

der Mutter und dem Manne meiner Wahl, müßte ich da nicht dem letzteren anhangen? — Gerade weil Du auf ihn herabsiehst, gerade weil Du ihm vorwirfst keine Stellung zu haben, keinen vornehmen Namen zu tragen, gerade darum liebe ich ihn nur um so mehr; denn es gefällt sich auch das Mitleid zu meiner Liebe; er thut mir leid, ich möchte ihm seine Sorgen abnehmen, möchte ihn heben, möchte ihm Alles das, was seinem Leben fehlt, geben können. Darum auch dachte ich an mein Vermögen. Nur seinetwegen möchte ich es besessen haben, und wenn ich keines besitze, so thut es mir nur seinetwegen leid. Ich kann ja sonst so wenig für ihn thun, denn seine Kunst giebt ihm Alles; sie ist seine Welt, sie ist sein Himmel, sie sein Paradies; zu ihr flüchtet er mit seinem Glücke, zu ihr mit seinem Schmerze. Was braucht er mich da? Es ist ja nicht mit ihm, wie mit andern armen Menschenknochen, die des Wortes bedürfen, um von sich abzulösen, was sie freut und was sie quält; denn er hat seine Töne, die ihm antworten, die sein Echo sind. Weil ich nun fühle, wie entbehrlich ich ihm bin, so bin ich um so dankbarer, daß er dennoch mich an seinem reichen Leben will Theil nehmen lassen. Er verdient daher nicht, daß Du ihm eine kalte Antwort ertheilst, Mutter, er verdient es wahrlich nicht, denn er meint es so gut.“

Sie faltete die zarten Hände flehend in einander und richtete die schönen dunkeln Augen mit dem Ausdrucke der innigsten Bitte zu ihr empor.

Schmerzlich bewegt wandte Frau von Gasmund den Blick von ihr ab.

„Du marterst mich!“ sagte sie traurig.

„Mutter! Meine geliebte Mutter! Meine Wohlthäterin!“ fuhr Thorilde fort. „Sei einmal billig, laß Dein Vorurtheil fahren, sieh in dem Künstler den gebildeten Menschen, wende ihm als solchem Dein Wohlwollen zu! Sage Ja, und ich werde so unendlich glücklich sein. Laß mich frei!“

„Nie!“ fuhr Frau von Gasmund auf.

„Was hast Du an ihm auszusetzen, als daß er arm ist?“ fuhr Thorilde fort. „Ist Armuth aber ein Fehler? Wird Leopold nicht mit jedem Jahre in seiner Kunst steigen? — Und da ich keine Ansprüche mache, mit ihm entbehren, mit ihm hoffen kann und will, warum wolltest Du Dich gegen ein einfaches Leben setzen, wenn es mir Glück bringt?“

„Es bringt Dir kein Glück!“ sagte Frau von Gasmund bestimmt. „Es bringt Dir Noth und Sorge, Kummer und Glend.“

„Warum meine Zukunft in so schwarzem Lichte sehen?“

„Weil ich wahr sehe; weil ich weiß, daß Du es nicht ertragen würdest, Dich in einer beschämenden Lage zu befinden; Du vor Allen nicht; denn Dir liegt an der Meinung der Welt.“

„Die Gattin eines Mannes von Talent lebt in keiner beschämenden Lage,“ sagte das Mädchen mit erhobenem Kopfe.

„Aber die Gattin eines Clavierlehrers.“

„Alle großen Künstler haben Unterricht ertheilt, es ist dies eine Beschäftigung, zu der schon Neigung sie treibt, sie lehren die Kunst der Kunst willen.“

„Das hat er Dir gesagt?“

„Ja, und noch viel mehr hat er mir gesagt. — Auch für meine eigene Lage hat er mir Verständniß gegeben,“ rief Thorilde gereizt.

„Wie so? Wie für Deine eigene Lage?“ fragte Frau von Gasmund erwartungsvoll.

„Für meine eigene Lage,“ fuhr Thorilde fort und schlug das Auge nieder, während ein Ausdruck bitterer Wehmuth den reizenden Mund umzog, „denn ich wußte ja nicht, warum man in der Gesellschaft, so wie mein Name genannt wurde, sich so seltsam anjah, und einander mit unverständlichen Fragen vorlegte. Ich war so sorgenlos froh aufgewachsen, und hatte es nie bezweifeln lernen, daß Du meine wirkliche Mutter seiest, bis —“

„Nun bis —“ fragte Frau von Gasmund immer erwartungsvoller.

„Bis jene halben Worte und Blicke mich belehrten, daß ich nur ein — geduldetes Mitglied Deines Kreises

sei. — Das rief meinen Stolz wach! — Ich mag dies Mitleid nicht.“

Mühjam stieß sie die letzten Worte heraus und kniete vor Frau von Gasamund hin, begrub ihr Haupt in deren Schooß und schluchzte laut. Sanft streichelte diese ihr Haar. Ihre ganze Zärtlichkeit für dies Kind ihrer Wahl erwachte. „Du, geduldet?“ rief sie empört. „Du, mein Stolz, mein Glück! Du, in jeder Weise erzogen, um in den ersten Kreisen der Hauptstadt zu glänzen, Du, geduldet? Wer konnte eine so thörigte Aeußerung fallen lassen?“

„Man hatte wohl ein Recht sie fallen zu lassen, denn — wer bin ich, was bin ich, Mutter? — Ein armes Mädchen, ohne Familie, ohne Namen.“

„Ohne Namen? Nein, Du trägt den Deines Vaters. Wer kann auf diesen einen Makel werfen?“

„Aber meine Mutter? Wer sie war, erfuhr ich nie.“

„Gleichviel, Dein Vater blieb Dir.“

„Ich trug, als ich geboren ward, nicht seinen Namen.“

„Was liegt daran, sobald er Dir nur später ward?“

„Nein, meine Mutter! Wie wir es auch beschönigen, wie Du auch den Schein wahrest, und unsere Verhältnisse der Welt zu verhüllen suchst, die Welt ahnt sie nicht minder. Kein Mann von Familie kann mir seine Hand bieten, ohne eine Mißheirath zu begehen. Mögen wir es drehen und

wenden, wie wir wollen, ich bin und bleibe — ein geduldetes Mitglied Deines Kreises; ich bin ein Mantelkind.“

Frau von Gasimund verhüllte ihr Gesicht und schluchzte.

„Du tödtest mich, Thorilde, mit dieser Auffassung Deiner Lage!“ hob sie endlich an, nachdem sie zuvor einen Kuß auf das wieder in ihren Schooß gesenkte Köpfcgen gehaucht hatte. „Wer konnte so grausam sein, Dich mit Dingen bekannt zu machen, die Dir ewig fremd bleiben sollten? Wer konnte durch solche Enthüllung Dir Deine Jugend trüben, und Dir die unbefangene Freude am Dasein rauben? Wer konnte das Gift des Mißtrauens gegen die Menschen, mit denen Du in Berührung kommst, in Deine Seele träufeln? Ist das Leopold's Werk, so erkenne ich an dieser einzigen That sein schwarzes Herz. Er wollte Dich uns entfremden, Dich von Deiner Familie losreißen, sie zu Deinen natürlichen Feinden machen. Sage selbst, ob das recht, ob das gut war? — Wenn er Dich geliebt hätte, so würde er Dein Glück im Sinne gehabt haben und das forderte sein Schweigen; sein unverbrüchliches Schweigen.“

„Ich selbst war es, die Wahrheit um jeden Preis von ihm forderte!“ sagte Thorilde erschüttert.

„Wie ein Kind fordern würde, daß man ihm ein Messer in das Herz stoße; wer aber würde ihm diese Bitte

gewähren wollen? — Es war ein moralischer Todschlag, den er an Dir beging. Deine glückliche Blindheit, wer giebt sie Dir nun wieder? Niemand! Der ruhige Frieden Deiner Seele ist gestört, die Welt ein Kampfplatz für Dich geworden, Argwohn begleitet Deine Schritte, Du wähest hinter jedem Lächeln den Verrath, Du mißtrauest jedem Wohlwollen.“

„So ist es, meine Mutter!“ fiel Thorilde mit einer tonlosen Stimme ein. „So ist es! Darum laß mich mit Leopold ziehen; darum laß ihn mit seinem Namen dieses arme Leben schützen und bedecken. So viele Kinder sterben in der Wiege; warum mußte gerade mich der Tod verschonen?“

„Thorilde! Mein armes Kind!“ rief Frau von Gasmund, und schloß sie mütterlich an ihre Brust, „hast Du hier nicht eine Stätte, wo Du geborgen bist?“

„Nicht geborgen, Mutter!“ sagte Thorilde sich aufrichtend, mit wehmüthiger Neigung des schönen Hauptes. „Die Welt findet mich auch dort. Die Sünden der Väter strafen sich an den Kindern; der Tod allein hätte mich schützend bewahren können; lebend bin und bleibe ich ein Aufdringling. Darum laß mich fortgehen, aus Verhältnissen, welche den Vorwurf dieses Makels täglich neu mir entgegentragen und meinen Stolz beleidigen.“

„Armes Kind!“ rief Frau von Gasmund mitleidig. „Könnte ich Deinen Wunsch erfüllen, ohne gewissenlos an

Dir zu handeln, so würde mich in dieser Stunde nichts davon abhalten Dir Deine Bitte zu gewähren, um nur auf Deinem lieben Antlitze das frohe Lächeln wiederzusehen, das mich stets beglückte! — Meine Liebe für Dich ist die einer Mutter, was Dich betrübt, betrübt mich doppelt. — Wie aber kann ich Dir helfen?“

„Laß mich ziehen, Mutter!“ sagte sie wieder mit jener ruhigen Kälte des Tones, welche tiefer rührte, wie es die zärtlichsten Worte vermocht hätten.

„Du möchtest von mir fort, um jeden Preis Dich meiner Obhut entziehen? Fühlst Du nicht, wie hart diese Forderung ist? — Ich habe Dir mein Leben gewidmet; so sehe ich nun meine Sorge gelohnt! Aber lassen wir das. Du bist in einer Stimmung, wo man mit Dir über die Billigkeit Deines Thuns nicht rechten kann. Sage mir nun vorerst aufrichtig: ist es nur der Wunsch einen andern Namen zu tragen, der Dich, wie ich jetzt hoffe, bewog, Leopold's Hand annehmen zu wollen, oder — liebst Du ihn wirklich?“

„Ich liebe ihn!“ rief das Mädchen und ihr Auge leuchtete auf. „Für ihn zu leben wäre des Lebens noch werth; denn ihm bin ich hochgeboren.“

Dieser Ausruf ließ Frau von Gasmund stutzen. Es wurde ihr plötzlich klar, wie viel Theil gekränkter Stolz an der Liebe ihrer Pflegetochter für den Tonkünstler habe. Den Vortheil dieser gewonnenen Einsicht benützend, sagte

sie: „Wenn er selbst aber auf Dich verzichtete, sobald er erführe, daß Du ihm kein Mitgift brächtest?“

„Das wird er nicht!“ fuhr Thorilde auf.

„Warten wir es ab!“ versetzte die Mutter mit feinem Lächeln. ' Die Mittheilung sind wir ihm jedesfalls schuldig.“

Verkaufte Liebe.

Leopold trat während der Zeit mit befangener Miene bei dem Staatsanwalt Mösler ein. Dieser empfing ihn höflich, aber kalt. „Ich danke Ihnen, daß Sie sich zu mir bemüht haben,“ sagte er, ihm einen Schritt entgegen tretend, und wies ihm den Platz im Lehnstuhle, der neben seinen Schreibtisch gerückt stand und für die Klienten bestimmt war, an. Eine kurze Pause fand statt. Mösler benutzte diese, um einen Blick in das Antlitz des jungen Künstlers zu werfen, welcher ihm bis heute ganz unbekannt geblieben und dessen Charakter zu erspähen jetzt von Interesse für ihn war. Die kurze Prüfung genügte. Schwäche und Gehaltlosigkeit standen in diesen Zügen geschrieben, von starker Männlichkeit war nirgends eine Spur. Wehe der Frau, welche sich an dieses Rohr lehnte, das sich

vor jedem neuen Eindrücke beugte. So ungefähr lautete das Resultat seiner kurzen Prüfung, die er mit folgender Anrede an sein vis-à-vis schloß:

„Sie haben, auf die Neigung von Fräulein Thorilde v. Gasmund fußend, um diese angehalten; ich, als deren Vormund, muß mir nun aber die Frage erlauben, welche Mittel, um die junge Dame standesmäßig erhalten zu können, Ihnen zu Gebote stehen?“

Leopold wurde roth bei dieser Frage. Er warf einen lauernden, hämischen Blick auf den Staatsanwalt; seine Lippen preßten sich, wie in verhaltener Wuth, zusammen.

„Die Einnahme eines Künstlers ist dem Zufalle unterworfen, es läßt sich darüber kein Budget feststellen,“ sagte er endlich kurz. „Ein Mädchen, das mich liebt, wird, was das Glück mir bringt, mit mir theilen. Von einem standesmäßigen Unterhalte kann außerdem doch eigentlich nicht die Rede sein, da Fräulein von Gasmund, so viel ich weiß, nicht von Stand ist. Als Gattin eines Künstlers aber gehört sie keiner Kaste an, das Genie ist von Gottes Gnaden und kann auf Erden nach Gefallen leben. Uebrigens wird sie kein Mangel treffen; denn davor sichert sie schon ihre Mitgift.“

Diese mit Ironie vorgetragene Erwiederung brachte auf den Staatsanwalt keinen günstigen Eindruck hervor. Er lehnte sich in seinen Sessel zurück, und erwiderte mit eifigem Tone:

„Sie scheinen über die Privatverhältnisse der Familie von Gasmond falsch berichtet zu sein.“

„Nicht daß ich wüßte.“

„Das Gerücht nennt mein Mündel vielleicht reich; allein auf solches on dit der Welt dürfen Sie nicht bauen. Frau von Gasmond lebt allerdings auf einem Fuße, welcher ein ansehnliches Vermögen bei ihr voraussetzen läßt; allein wer sagt Ihnen, daß sie dies ihrer Tochter vermachen werde? Eine Frau in ihrem Alter kann sogar noch an eine zweite Heirath denken.“

„Auch würde ich darauf nicht bauen,“ versetzte der junge Tonkünstler mit demselben ironischen, herausfordernden Ausdrücke; „was Thorilde der Günst dieser hochmüthigen Frau verdanken sollte, möchte ich nicht einmal in ihrem Besitze wissen; doch was ihr das Testament des Vaters zuspricht, mag sie mit gutem Gewissen wie ihr rechtmäßiges Eigenthum hinnehmen.“

„Sie kennen dieses Testament also?“

„Ich kenne es.“

„Darf ich fragen, wie Sie mit seinem Inhalte bekannt geworden sind?“

„Ich glaube dies gehört nicht zur Sache.“

„Nein,“ erwiderte der Staatsanwalt kurz. „Da es hier beim Gerichte niedergelegt war, so konnten Sie eine Abschrift davon erbitten.“

„Ich konnte das.“

„Sie sind demnach bei Ihrer Bewerbung recht planmäßig und vorsichtig zu Werke gegangen, wie es scheint?“ Leopold biß sich in die Lippen.

„Sie werden mir dafür Ihren Beifall zollen,“ erwiderte er mit bitterm Hohne. „Wenn meine Kunst nach Brod gehen muß, so sollte meine Gattin, auch ohne von Geburt zu sein, für ihre Existenz von keinem Tagelohne abhängen.“

Der Staatsanwalt räusperte sich.

„Ohne diese Sicherheit würden Sie also nicht um das Mädchen angehalten haben, wie es scheint? Hm! Ich kann das allerdings „„nur loben.““

„Ich glaube Ihnen das!“ warf Leopold ironisch ein.

„Wie nun aber, wenn das Mädchen auf diese Summe, welche ihr der Vater ausgesetzt hat, unter gewissen Umständen doch keine Ansprüche hätte? — Sie würden dann zurücktreten, nicht wahr?“

„Das Testament redet von keiner Clausel; es ist kein Vorbehalt genannt;“ sagte Leopold übermüthig.

„Nein. Sie haben es sorgfältig und richtig gelesen, wie ich sehe. Allein wenn es dem Vormunde zustände, hier verhindernd einzutreten?“

„So giebt es in Preußen Gesetze, welche es ihm verbieten könnten,“ rief der junge Künstler triumphirend.

„Freilich, sobald er nicht selbst auf dem Boden des Gesetzes stände; allein von einem Advocaten läßt sich dies

kaum erwarten. Trauen Sie mir also zu, Herr Leopold, daß ich in dieser Angelegenheit nicht über meine Instructionen hinausgehen werde."

Leopold verbeugte sich stumm.

„Diese lauten dahin," fuhr unbeirrt der Advocat fort, „daß, im Falle Fräulein Thorilde von Gasmund in irgend einer Weise des von dem Verstorbenen ihr zugestandenen Namens sich unworth bezeigen, eine ihren Familienbeziehungen unangemessene Lebensstellung erwählen, wie etwa auf die Bühne gehen, eine nicht wünschenswerthe Heirath schließen, kurz irgendwie den Ansichten ihrer Mutter und ihres Vormundes in Uebereinstimmung zuwiderhandeln sollte, der ihr in dem Testamente zugesicherten Erbschaft für verlustig zu erklären sei und man sie von Stund' an ihrem Schicksale überlassen könne.

„Das ist eine Tyrannei!" rief der junge Künstler empört aus. „Diese Instruction wird Sie nicht ermächtigen, in so grausamer Weise mit dem armen Mädchen zu verfahren. Es wird Frau von Gasmund nicht gelingen, ihr ein rechtmäßiges Erbtheil vorzuenthalten!"

„Ich will Sie nicht zwingen, meinem Worte zu glauben," sagte der Staatsanwalt kalt. „Bemühen Sie sich gefälligst zu einem Advocaten, und befragen Sie ihn um seine Ansicht von der Sache; er mag Ihnen den Paragraphen unseres Gesetzbuches aufschlagen, wo geschrieben steht: daß jeder Testator berechtigt ist, durch ein solches

Codicill sein Testament zu ergänzen. Die Abschrift dieses Codicills steht zu Ihrer Verfügung.“

„So muß man das Testament umstoßen!“

„Versuchen Sie es.“

Diese eiskalte Antwort ließ den Künstler zu einem anderen Tone übergehen.

„Und sollte auf dem Boden des Gesetzes dem armen Mädchen kein Recht erblühen,“ sagte er wegwerfend, „nun, so muß sie sich bescheiden und an des armen Künstlers Tafel von einem Gerichte Vergnügen speisen lernen. Ausgestoßen, geächtet von ihrer Familie, soll sie in der meinigen eine Stätte finden, wo man suchen wird sie vergessen zu machen, welches bittere Unrecht die Verwandten von Geburt ihr zugesügt.“

„Ihre Familie?“ fragte der Staatsanwalt und richtete den Blick ruhig auf sein Gesicht. „Rechnen Sie zu Ihrer Familie etwa Frau Agathe Müller?“

Es war, als hätte ein Scorpion den Künstler gestochen. Aschgrau wurde seine Farbe.

„Sie beleidigen mich, mein Herr!“ stammelte er.

„Wie so?“ fragte jener gedehnt. „Es war nur eine bescheidene Frage. Man hat mir gesagt, daß sie dort viel aus- und eingehen.“

„Ich verstehe. Man hat mich verleumdet!“

„Warum verleumdet? Scheint Ihnen Ihre Bezie-

hung zu jener Dame der Art, daß man sie in einem gehässigen Lichte darstellen könnte?"

„Warum nicht? Die Prüderie nimmt an Allem Anstoß. Der Philister mit seinem langen Zopfe sieht in jeder Beziehung zu einer Frau ein unrechtmäßiges Verhältniß. Nur dem Reinen ist Alles rein.“

„Also Ihnen?“ Zum ersten Male umspielte ein leichtes ironisches Lächeln die Lippen des Staatsanwalts bei diesem „also Ihnen?“ „Wir wollen darüber nicht streiten, Herr Leopold,“ fuhr er dann fort, „lassen Sie mich immerhin den Zopf repräsentiren, und nehmen Sie für sich die Reinheit des Herzens in Anspruch; ein Glück für Sie, wenn Sie sich so über sich selbst täuschen können. Aber allen Ernstes muß ich jetzt die Frage an Sie richten; ob Sie, wenn Fräulein Thorilde von Gasmund ihr Erbtheil durch eine Verbindung mit Ihnen einbüßen sollte, deunoch bei dieser Verbindung beharren würden?“

„Der Zweifel schließt eine Beleidigung ein, Herr Staatsanwalt,“ versetzte der junge Mann mit erhobenem Haupte.

„Ich bitte meinen Worten keine solche Auslegung zu geben. Ich rede als Geschäftsmann, ich habe meine Pflicht zu thun. — Sie erklären, daß Sie aus diesem Grunde Ihre Bewerbung nicht einstellen würden. Da nun aber ich, als Vormund, sowie Frau von Gasmund als Mutter, gegen diese Verbindung nicht zu beseitigenden

Einwand zu erheben haben, so sind wir übereingekommen, Ihnen ein Compromiß vorzuschlagen. Ihre Neigung zu dem Fräulein kann Sie nicht blind gegen die Unannehmlichkeiten machen, welche, wenn Sie sie arm und verstoßen in Ihr Haus führten, nicht ausbleiben würden.“

„Es ist eine entsetzliche Ungerechtigkeit!“ rief Leopold aus. „Es ist ein Hochmuth, welcher eine Strafe verdient!“

„Sie mißverstehen unsere Gründe. Es ist nicht zunächst Ihr Stand, sondern Ihr Charakter, Herr Leopold, um dessen willen Frau von Gasmund ihre Zustimmung nicht geben kann.“

„Herr Statsanwalt!“ fuhr dieser auf.

„Hören Sie mich ruhig an,“ sagte dieser besänftigend und winkte ihm den Sitz ihm gegenüber wieder einzunehmen. Leopold entschloß sich dazu mit resignirter Miene.

„Sie haben mich vorhin unter dem Philister verstanden. Es ist wahr, ich hege Ihnen gegenüber hausbäckene Ansichten von unserem bürgerlichen Leben, von den Beziehungen der Familie, von Ehre, Treue und Pflicht; ich weiß, daß Dichter und Künstler wähen, diese enggezogene Linie sei nicht für sie da; sie überlassen sich gern ihren Wallungen, sie lassen sich hinreißen von ihren Empfindungen, weil es Ihnen an Begriffen fehlt; sie arbeiten nicht an ihrem innern Menschen, ihr Beruf hat nichts mit Ehre und Pflicht zu thun, sie sind auf Beifall und nicht auf Achtung bei ihren Leistungen angewiesen. Sie lassen sich in

allen Stücken gehen. Es ist daher nicht Ihre Stellung als Künstler, sondern was der Künstler als Mensch ist, weshalb Frau von Gasmond mit ihrem Willen niemals eine Tochter Ihnen geben würde; Fräulein Thorilde aber eignet sich weniger noch, als manche andere Mädchen, für eine solche Lage. Sie ist zart von Körper und verwöhnt. Sie ist sehr ehrgeizig und stolz. Wie paßt sie also mit diesen Eigenschaften in solche Verhältnisse? — Wenn Sie die Sache vernünftig überlegen, werden Sie selbst einsehen, daß Sie sich und das Mädchen unglücklich machen. Ich möchte Ihnen also einen Vorschlag zur Güte thun. Geben Sie Thorilde, weil es Ihr beiderseitiges Wohl erfordert, auf und reichen Sie Frau Agathe Müller Ihre Hand. Frau von Gasmond bietet Ihnen dafür die Hälfte des Thorildens von ihrem Vater ausgesetzten Vermögens. Dies Capital wird Ihre Lage bedeutend verbessern, es wird Sie großer Sorgen entheben. Die Kunst geht nicht gern nach Brod, ich weiß es, Sie müßten außerdem manche Opfer bringen, um eine zweite Häuslichkeit aufrecht zu erhalten; verschmelzen Sie das jetzt Alles, machen Sie Eine Familie daraus und Sie werden sorgenlos Ihrem Berufe leben können. Ich rathe Ihnen als Freund, ich rathe es Ihnen wohlmeinend, als älterer Mann dem jüngeren, nehmen Sie meinen Vorschlag an!“

Der Staatsanwalt hätte noch lange, ohne von Leopold unterbrochen zu werden, fortsprechen können, denn die-

fer saß, das Haupt in die lange Hand gestützt, wie mit seinen Gedanken weit abwesend, einem Träumenden gleich, da.

Eine Pause entstand.

„Nun?“ fragte endlich der Staatsanwalt mit erhabener Stimme. „Darf ich hoffen, daß Sie der Vernunft Gehör geben?“

Leopold fuhr auf. Er sammelte sich, wie Jemand, der in tiefem Schlafe befangen gewesen ist. Darauf seufzte er.

„Sie wollen es!“ jagte er und der Ausdruck leichten Spottes kehrte um seine Lippen zurück. „Ihr Vorschlag macht mich zu dem, was ich sonst nicht geworden wäre. Aber ich muß Thorilde vorher noch sehen.“

„Ich weiß nicht, ob dies wünschenswerth ist,“ entgegnete der Staatsanwalt überlegend.

„Vielleicht Ihnen nicht, aber mir,“ versetzte der Künstler gereizt.

„Wenn es Bedingung von Ihrer Seite ist, so müssen wir diese eingehen. Aber was kann es Ihnen nützen?“

„Wie Sie wollen,“ sagte Leopold achselzuckend.

„Gut denn, es mag sein. Die Unterredung wird Ihnen gewährt; doch vorher unterzeichnen Sie die Entsagungsacte und nehmen den Wechsel auf die Ihnen dafür gezahlten zehntausend Thaler in Empfang.“

„Ah! ich sehe!“ sagte der Künstler mit ironischem

cheln. „Nun gut. Es sei, wie Sie gesagt. Dies für das. Sie sind ein sehr kluger Mann, Herr Staatsanwalt; allein wir werden ja sehen. Wer zuletzt lacht, lacht am besten.“

„Und Ehrlichkeit währt am längsten,“ erwiderte der Advocat und maß ihn mit seinen hellen Augen so offen, als wolle er ihm bis in die tiefste Seele schauen.

Sie schieden kalt von einander. Möser war überzeugt, daß Jener irgend etwas im Sinne trage, wodurch er Vormund und Mutter für ihre Weigerung zu strafen gedenke.

„Was kann er aber thun?“ fragte er sich wiederholt und wie er auch darüber nachsann, so wollte keine Vermuthung in ihm aufsteigen. Er setzte einstweilen die Acte auf und fuhr dann zu Frau von Gasmund, um ihr das Resultat seiner Unterredung mit dem Künstler mitzutheilen. Diese weinte Freudenthränen. Ihr war das Kind ihrer Wahl dadurch neu geschenkt, und doppelt empfand sie jetzt, seit deren Verlust sie so nahe bedroht, was ihr Thorild gewesen. Die von ihr geopfert Summe war erheblich; allein das schmerzte sie nicht, denn im Vergleiche zu dem jetzigen Gefühle ihres Glückes kam ihr Alles klein vor.

So ist es, wenn das Herz alle seine Empfindungen auf eine Nummer gesetzt hat; kommt dann eine Niete heraus, so hört der Pulsschlag des Lebens gleichsam auf, und die Erde gleicht einer Wüste.

Glücklich der, welchem seine Nummer bleibt, und weise,

wer dem Schickſal keine ſolche Gelegenheit, das Gebäude ſeiner Hoffnungen mit einem Schlage zertrümmern zu können, bietet.

Die größte Schwierigkeit blieb nun nur, wie man Thorilde auf das Geſchehene vorbereiten könne, und in welchem Sinne ſie dieſe letzte Unterredung mit dem Künſtler aufzufaſſen habe.

Sine bittere Erfahrung.

Frau von Gasimund brachte die Nacht neben dem Lager ihrer Adoptivtochter auf einer chaise longue ruhend zu, und überwachte deren von unruhigen Träumen unterbrochenen Schlummer. Die Unterredung hatte dieser ein nervöses Kopfwegh zugezogen, das sie beängstigte. Mit banger Sorge sah sie daher dem kommenden Tage entgegen, welcher für Thorilde noch mehr peinliche Auftritte mit sich führen sollte.

Ellena war, als sie sich erhob, im Zimmer und sie hieß diese, um jeder Wiederaufnahme ihres Gespräches vom gestrigen Tage vorzubeugen, dort verweilen. Sie frühstückten alle drei vor dem Lager Thorildens. Später, als ihr der Staatsanwalt gemeldet wurde, rief sie die Jungfer herein, ihren Platz so lange zu vertreten. Thorilde ver-

langte bald darauf sich anzukleiden. Obgleich noch erschöpft von der gewaltigen Aufregung, konnte sie dennoch das Ruhen nicht länger ertragen. Ihr war zu Muth, als drohe ihr noch ein großes Unglück! Sie fuhr bei jedem Geräusche zusammen, der Klang jeder fremden Stimme ließ sie erbeben. So oft draußen die Schelle gezogen ward, schwebte Leopold's Name auf ihren Lippen. Sie zitterte bei dem Gedanken an seinen Zorn, wenn man ihm die Vermuthung ausspräche, daß er sie, weil sie ohne Vermögen sei, aufgeben würde.

Ellena trällerte ein Lied, und schürzte dabei vor dem Spiegel die langen goldblonden Flechten über ihre Stirne.

„Ich soll Dich unterhalten, Dich erheitern, hat die Mutter gesagt,“ warf sie dazwischen hin, „allein ich weiß traurigen Leuten nichts zu sagen, als daß ich jede Traurigkeit für eine Dummheit halte. Wer jung und gesund ist, sollte sich seines Lebens freuen. Sieh den blauen Himmel und die lachende Sonne; sieh das erste frische Grün vor unserm Fenster und die kommenden Blüthen! Das Alles spricht von Hoffnung, Lust und Freude. Wenn nun die Nachtigallen zu singen beginnen, und der Mond Abends über die Erde hinscheint, dann wird es erst recht schön in dieser Welt, und lustig will ich dann sein! — Nur Eins fehlt mir — Berge.“

„Du hast ja den Kreuzberg!“ fiel Thorilde spottend ein.

„Der Maulwurfshaufen!“ sagte Ellena gutmüthig.
 „Nein, das genügt nicht. Berge will ich, welche die Welt in ihrem Entstehen durch furchtbare Revolutionen himmelhoch empor trieb, welche die Erde beherrschen und der Ebenen spotten.“

„Nun und was wolltest Du mit diesen Bergen beginnen?“

„Von da herab Lieder an die Freude singen, in welche Wald und Flur und die ganze lebende Natur mit einstimmen? Sieh! das wäre meine Lust und mein Glück.“

„Ich glaube, Du würdest es nicht lange auf Deiner Höhe aushalten,“ erwiderte Thorilde. „Ganz allein dort würde Dir die Zeit bald lang werden.“

„Mit nichts, ma soeur!“ sagte diese mit verneinender Bewegung des schönen Hauptes. „Du kennst mich nicht, wenn Du glaubst, daß ich der Menschen bedürfe! Wald und Flur und Freiheit, das brauche ich. Die Elemente sind meine liebsten Gefährten. Wenn der Wind sauft, und ich meine Kräfte in seinem Tosen erprobe, ha! wie ist mir dann so wohl! — Wenn das Wasser rauscht, höre ich ihm stundenlang zu. — Komme ich einmal in die Morgenluft hinaus, ich arme Stadtpflanze, wenn der Thau noch auf den Blättern liegt, dann athme ich mir die Brust so voll und fühle, daß ich lebe. Das ist Hochgenuß.“

„Mir nicht!“ spottete Thorilde.

„Ich weiß es,“ erwiderte jene mit unerschütterlichem

Gleichmüthe. „Du mußt lange schlafen; sonst gähnst Du den ganzen Tag. Du lebst erst am Abend recht auf, Dir ist Kerzenglanz lieber, wie Sonnenlicht, Dein Ohr muß Menschenstimmen vernehmen und Worte, wo mir Töne genügen. Du mußt in einer Kutsche fahren und Dich durch einen Bedienten anmelden lassen; während ich mich am liebsten meinen eigenen Füßen anvertraue und selbst mein Bote bin. Die Mutter hat Dich darum auch stets mir vorgezogen, weil Du so viel mehr Sinn für das conventionelle Leben zeigtest.“

„Du hast Dir wenig aus ihrer Zuneigung gemacht, ihre Zufriedenheit war Deinem Glücke nie nothwendig; wenn sie zürnte, sahst Du sie nur verwundert an, wo ich weinte.“

„Wahr!“ warf Ellena zustimmend ein. „Ich begriff eigentlich nie, was sie von mir wollte oder aus mir zu machen bedacht war, und that ihr ihren Willen nur, weil ich die Ueberzeugung hegte, daß sie es gut meinte. — Man hatte dann wenigstens Ruhe, hörte keine Vorwürfe mehr! Ich kann Dir aber gar nicht sagen, wie sehr ich mich danach sehne, nicht länger einer solchen Aufsicht unterworfen zu sein! Unsere Wohnung ist eigentlich eine Art Gefängniß.“

„Wir können doch nicht auf offener Straße leben? Junge Mädchen müssen einmal gehütet sein, weil ihr guter Ruf ihr höchstes Gut ist.“

„Siehst Du? Du behältst solche Phrasen vortreflich. Ich erinnere mich wohl sie auch gehört zu haben; allein — es geht da hinein, und hier heraus.“ Sie deutete dabei auf die kleinen schön geformten Ohren, welche das Haar halb entblößt ließen.

„Das ist aber nicht gut,“ jagte Thorilde ermahnend. „Du solltest Dir es merken. Man muß so etwas wissen.“

„Nun willst auch Du noch die Gouvernante spielen?“ fragte Ellena mit demselben Gleichmuth. „Dich kleidet es nun erst gar nicht. Du bist so jung, so klein von Gestalt, selbst so wenig vernünftig.“

„Wie? ich?“ fragte Thorilde und wurde glühend roth.

„Ja, Du.“

„Wie so?“

„Weil Du Dein eigenes Beste nicht willst.“

„Wie will ich es nicht?“ fragte jene betreten.

„Wie Figura zeigt,“ lachte Ellena auf. „Du willst krank sein. Ist krank sein etwa ein Vergnügen? Ist es ein Glück?“

„Gewiß nicht. Aber wie kann man es ändern?“

„Indem man nicht mit dem Kopfe durch die Wand zu rennen versucht, wenn man das Zimmer verlassen will, sondern sich nach einem Ausgange umsieht.“ Sie stand bei diesen Worten auf und trällerte die Gnadenarie, dazu bald an das Fenster tretend, bald auf- und abgehend. Thorilde

war jetzt angekleidet ; allein die Jungfer fand immer noch einen Vorwand, um zu verweilen. Indem rollte ein Wagen, und zugleich erschien Frau von Gasmund, mit vom Weinen gerötheten Augen, um Thorilde in den Salon zu führen, wo der Geheimrath ihrer harrete.

„Ich darf wohl mit Judith ausgehen?“ fragte Ellena.

„Nicht jetzt, später,“ lautete die Erwiederung.

„O! sagte Ellena, und richtete ihr sammetgraues Auge verlangend auf die Fenster. Allein sie beschied sich, nahm ein Buch in die Hand, und setzte sich still in das Wohnzimmer.

Thorilde begrüßte indessen den Arzt, welcher ihr stets ein väterlicher Freund gewesen war, und jetzt mit Herzlichkeit ihre Hand nahm und nach ihrem Befinden fragte. Seine Worte riefen die Tränen in ihre Augen. „Ruhig, ruhig!“ sagte er bittend und liebevoll; allein die hellen Perlen liefen nur unaufhaltjamer bei seinen freundlichen Worten. Väterlich zog er sie an seine Brust, streichelte ihr glänzend schwarzes Haar und ließ sie so sich ausweinen. Dann führte er sie nach dem Sopha und hieß sie sich an seiner Seite niedersetzen. Frau von Gasmund blieb eine stumme Zeugin dieser Scene. Kummervoll ihr Gesicht in die Hände vergraben, ließ sie den Geheimerath gewähren.

„Freund meines Vaters!“ rief Thorilde, so wie sie der Sprache Herr ward, aus, und nahm die Rechte des

Geheimraths, um sie an ihre Lippen zu führen;“ geben Sie mir Wahrheit! Wer bin ich? Nie hat man mir meine Mutter genannt? Wer war sie? —“

„Diese Frage wird unbeantwortet bleiben,“ erwiderte er ernst, jedoch mit Güte. „Es war der Wunsch Ihres Vaters, daß man nie mit Ihnen über diesen Gegenstand sprechen solle. Ehren Sie seinen Willen! — Es thut mir leid, daß ihre Gedanken auf diesen Punkt geleitet sind, und wehe dem, welcher hierzu die Veranlassung gab.“

Thorilde erröthete bis unter die Stirne.

„Der es that, hatte ein Recht dazu,“ erwiderte sie mit niedergeschlagenem Blicke. „Er mußte meine Verhältnisse kennen, um daraus den Muth zu schöpfen, sein Schicksal an das meinige zu knüpfen.“

„Welche Gründe er dazu haben mochte, eine Vergangenheit, die vergessen und begraben ist, lichten zu wollen, so finden sich keine, die genügend sind, um Ihren Frieden durch das, was er erfuhr, zu beeinträchtigen. Was diejenigen Ihnen vorenthielten, welche wie eine sichtbare Vorsicht über Ihrem Lebensmorgen wachten, mußte auch ihm ein heiliges Geheimniß sein. Doch, was geschehen ist, so weit es geschehen ist, ändern wir nicht mehr; — nur mit den Folgen haben wir zu thun. Der junge Mann wird die Früchte seiner unüberlegten Handlung, in gutem wie in bösem Sinne, nicht reifen sehen. Er hat bei Ihrem Vor-

munde darauf angetragen, Sie sehen zu dürfen, um Ihnen die Ursachen, welche ihn bewogen, auf Ihre Hand Verzicht zu leisten. . . .“

„Verzicht!“ schrie Thorilde auf.

„Ja — Verzicht zu leisten,“ fuhr der Geheimrath ruhig fort. „Er wird Ihnen diese Ursachen selbst mittheilen; ich will ihm darum in diesem Punkte nicht vorgehen, nur sagen muß ich Ihnen, daß es unter den obwaltenden Umständen sein eigener freier Wille war.“

„Unmöglich!“ sagte Thorilde erbleichend. „Unmöglich kann und wird er, ohne gezwungen zu sein, mich aufgeben.“

„Wer kann ihn zwingen?“ gab der Geheimrath ruhig zurück. „Kein Gesetz legt diese Macht in unsere Hand. Sobald Sie mündig sind, können Sie über Ihr Schicksal entscheiden. Es bedurfte also nur weniger Jahre Geduld.“

„Die wird er haben und die werde ich haben,“ sagte sie gereizt.

„Ich zweifle daran nicht; denn ich kenne Ihren ehrenhaften Sinn, Sie würden ein gegebenes Versprechen halten; auch wenn manches dagegen spräche. Gottlob! sind Sie auf diese Probe nicht gestellt.“

„Doch will ich lieber darauf gestellt sein, als nicht.“

„Auch das glaube ich Ihnen. Doch, wie die Sachen stehen, meine liebe Thorilde, handelt es sich nur um ein

Lebewohl, — ein für Sie höchst schmerzliches Lebewohl allerdings; allein, so bitter es zu sprechen für Sie sein mag, so konnten wir es Ihnen, wie gesagt, nicht ersparen. Sie müssen ihn sehen.“

„Ich muß!“ rief sie und ihre Brust ging hoch. „Ich muß? Als ob ich es nicht auch wollte und gern wollte. Ich werde ihm sagen, daß ich ihn nicht aufgebe, daß ich nicht von ihm laße, daß ich durch alle Zeit und Ewigkeit ihm treu bleibe, daß nur er allein der Wortbrüchige ist.“

„Thu'n Sie das, sagen Sie ihm, was Ihr Herz Sie zu sagen lehrt, weinen Sie sich vor ihm aus, sprechen Sie sich vor ihm aus, gönnen Sie ihm diese Genugthuung, daß Sie noch an ihm hängen, obwohl er von Ihnen läßt,“ jagte der Geheimrath milde; „wenn er die Wunde, welche er Ihrer Eitelkeit schlägt, heilen kann, so zeigen Sie ihm alle guten Gefühle Ihres Herzens und welchen Schatz an Liebe er bei Ihnen gefunden hätte. Sie werden mit ihm allein sein und sich ungestört aussprechen können.“

„Was denken Sie von mir!“ rief Thorilde empört. „Als ob ich einem Manne, der mich aufgiebt, Geständnisse meiner Neigung machen, oder ihn mit Gewalt zurückhalten würde!“

„Beides werden Sie nicht thun; ich kenne Ihren stolzen Sinn. Nur Ihrem Schmerze Worte leihen, das wollen Sie.“

„Meinem Schmerze Worte leihen?“ fragte sie bestürzt zurück. „Will ich das, kann ich das, ohne mir eine Blöße zu geben? — Warum kommt er eigentlich, wenn er entschlossen ist mich aufzugeben?“

„Vermuthlich um Ihnen Lebewohl zu sagen. Seine Gründe hat er uns nicht mitgetheilt.“

„Aber ein solches Lebewohl ist ja eine Beleidigung!“ rief sie auffahrend. „Wenn ich es wäre, von der es ausgehe; aber er? Ich ertrage diese Kränkung nicht!“

Sie legte die kleinen Hände vor das Gesicht und schluchzte convulsivisch. Der Arzt ließ sie einige Minuten lang gewähren; dann begann er:

„Sie können dieser Zusammenkunft einen Zweck geben, der Ihres Herzens würdig ist. Fühlen Sie sich stark genug, mich auf eine Stunde zu begleiten? — Frau von Gasmond wird mir ihre Einwilligung, wenn ich sie bitte, Sie mir so lange anzuvertrauen, nicht versagen. — Wir werden unterwegs das Weitere besprechen.“

Thorilde hatte das Gefühl ihrer Schwäche in der Aufregung des Momentes abgeworfen. Sie ließ sich Mantel und Hut bringen, und bestieg erwartungsvoll den Wagen. „Was haben Sie mir noch zu sagen?“ fragte sie hier sogleich, und hielt, seiner Antwort zu lauschen, den Athem an.

„Für jetzt noch nichts,“ sagte der Geheimrath, ruhig auf sie herabblickend. „Ich führe Sie an ein Krankenbett, zu einer kleinen Familie, die meine innigste Theilnahme

fordert. Erst auf unserm Rückwege nehmen wir den Faden unserer Unterhaltung wieder auf.—“

„Mir ahnt!“ rief Thorilde und Purpurglut übergoß die bleichen Wangen.

„Pf!“ sagte der Arzt und legte bedeutsam den Finger auf den Mund.

Sie waren zur Stelle.

Rosine öffnete. „Wie geht es?“ fragte der Geheimrath sogleich.

„Sie hat die ganze Nacht irre geredet!“ rief die Magd und führte die Schürze an die Augen. „Es ist ein Jammer anzusehen, wie sie sich härt. Immer ruft sie nach ihm; und er kömmt nicht.“

„Er wird schon kommen,“ sagte der Arzt und warf einen bedeutungsvollen Blick auf Thorilde. Diese erbleichte und zitterte. Er nahm ihre Hand und zog sie mit sich in das Zimmer. „Fassung!“ flüsterte er ihr zu. „Ich weiß, was Sie zu leisten fähig sind.“

Diese Worten stachelten ihren Ehrgeiz.

Im Wohnzimmer stand die Wiege des Kindes. Louise Gerschel, die junge Nähterin, saß davor und behütete des Säuglings Schlummer, während sie den Knaben auf ihren Knien hielt. Auf den Vorschlag des Fräulein Ledebuhr hatte sie die Pflege der Kranken übernommen und theilte sich mit Rosinen in die Sorge für die kleine Familie.

Der Geheimrath betrachtete die Gruppe einige Minuten lang. „Wie heißt der Knabe?“ fragte er.

„Karl!“ erwiderte Louise Gerschel.

„Und das Mädchen?“

„Agathe.“

„Die Namen von Vater und Mutter,“ sagte er mit Betonung; „und doch sind die armen Kinder vaterlos, — wer weiß wie bald nun völlige Waisen. Für den Fall müssen wir hier ein gutes Werk thun, Thorilde.“

Er sah sie dazu mit seinen guten Augen ernst fragend an. Sie weinte unter ihrem Taschentuche. —

Leisen Schrittes ging er nun auf die nur angelehnte Thüre des Nebengemaches zu; als er diese zurückschlug, gewahrte Thorilde vor sich das Lager der Kranken, die schwer athmend, die Röthe des Fiebers auf dem Gesichte, dalag. Der Arzt setzte sich zu ihr vor das Bett und winkte dem jungen Mädchen zurückzubleiben.

„Wie geht es Ihnen?“ fragte er, die Hand der Patientin ergreifend. —

„Ich bin sehr krank,“ flüsterte diese. „Was wird aus meinen Kindern werden?“

„Denken wir daran jetzt nicht. Sie werden leben und lange leben. Eine junge gesunde Frau überwindet eine solche Krankheit; aber Sie müssen Ihr Gemüth ruhig halten, sich nicht aufregen.“

„Wie kann ich das, lieber Geheimrath? Ich bin eine

große Sünderin; aber so Schweres habe ich nicht verdient.“ Sie schluchzte.

„Still, still!“ bat er und legte die Hand auf ihre Stirne. „Es wird Alles noch gut werden; viel besser, wie Sie es erwartet haben. Ihr guter Engel wacht über Sie, er sieht Ihr Leid, er wird ein Mittel finden, Ihren Gram zu lindern.“

Dabei warf er Thorilden einen vielsagenden Blick zu.

„Mein guter Engel, sagen Sie? Ach! Der mußte mich wohl verlassen, da ich mich selbst verließ.“

„Ihre Reue, Ihr Schmerz führte ihn zu Ihnen zurück. Bei Gott ist Vergebung für Alles.“

„Wie aber kann mir und meinen Kindern geholfen werden.“ Sie schluchzte von Neuem.

„Er verläßt Sie nicht,“ sagte der Geheimrath bestimmt. „Werden Sie nur erst gesund, und ein neues Leben soll für Sie beginnen. Es kann Alles noch gut werden.“

Er ging zu seinen ärztlichen Anordnungen über und verließ sie dann mit freundlichen Trostesworten. Thorilde folgte ihm tief erschüttert. „Nach dem Thiergarten,“ rief er dem Kutscher zu. — Als sie das Geräusch der Straßen hinter sich hatten und in den Laubgängen des Gehölzes der Friede der Natur sie umgab, nahm er Thorilden's Hand und sagte väterlich: —

„Ich wünsche, daß Sie die Wohlthäterin dieser armen Verirrten werden, mein theures Kind! — Sie hat, um

das Glück zu finden, einen falschen Weg eingeschlagen, sie hat nur auf die Stimme ihres Herzens gehört. Das soll man nicht. — Es ist uns der Verstand dazu gegeben, um Begriffe von Recht und Unrecht in uns zu entwickeln, und die Vernunft, um zu sprechen: hier darfst Du Deiner Neigung nicht folgen. — Wir sind auch unseren Mitmenschen etwas schuldig; die Bibel sagt: Wehe dem, durch welchen Mergerniß kommt. Manches, das wir vor uns selbst, vor unserem Gewissen verantworten können, muß, des Beispiels wegen, unterbleiben. — Sie ist daher weniger schuldig, als unverständlich zu nennen. Sie hat sich überreden lassen. Wenn ein Mann spricht, die Ehe sei das Grab der Liebe, so ist das eine von jenen Phrasen, womit junge Leute ihre Abneigung gegen die Institutionen der menschlichen Gesellschaft zu beschönigen suchen. Die Ehe ist ein schönes und heiliges Band. Die Freiheit des Willens besteht gerade darin, daß wir uns beschränken lernen, und auch, wo unsere Neigung für das Gegentheil spricht, das Rechte thun. Sich etwas zu versagen, weil wir damit eine Pflicht erfüllen, macht oft glücklicher, als es sich zu gewähren, denn wir kommen damit unserm sittlichen Ideale näher, und darin besteht das eigentliche Glück. — Es heißt daher von Ihnen nicht zu viel gefordert, meine liebe Tochter, wenn ich Sie bitte, dem Herrn Leopold an das Herz zu legen, der Frau Agathe Müller unverzüglich seine Hand zu reichen und deren Kinder seinen Namen tragen zu lassen. Er ist dies

nicht nur der unglücklichen Frau, sondern auch der bürgerlichen Gesellschaft, sich selbst und vor allen Dingen — Ihnen schuldig.“

„Mir!“ fuhr Thorilde verwundert auf.

„Ja, Ihnen!“ sagte der Arzt bestimmt. „Ihnen. Sie haben ihm, jung und unerfahren, Ihre Neigung geschenkt, weil Sie ihn für einen nicht nur liebenswerthen, sondern auch achtbaren Mann hielten; denn, nicht wahr, ein Anderer hätte Ihnen nicht gefallen können?“

„Gewiß nicht,“ sagte sie stolz.

„Er muß nun darauf sehen, dies Bild in Ihnen zu erhalten, er muß Ihnen die Erinnerung rein bewahren, es würde Sie ja in Ihren eigenen Augen herabsetzen, die Bewerbung eines Mannes geduldet zu haben, der Recht und Gesetz mit Füßen trat, der, während er Ihnen sein Herz antrug, nach einer andern Seite hin gebunden war; er muß sich von diesen Flecken reinigen, um Sie vor dem beschämenden Gefühle zu bewahren, einen Unwürdigen geliebt zu haben. Er muß das.“

„Aber“ — unterbrach ihn Thorilde mit leiser, zitternder Stimme, „ist die Sache darum nicht doch so, wie Sie sagen?“

„Sie war vielleicht so, meine arme Thorilde; aber die Neue ist uns ja dazu gegeben, um damit die Flecken aus unserer Seele zu waschen und schon morgen kann er gereinigt vor Ihnen stehen; denn was gibt es Heiligeres,

Schöneres, als die Sühne? Selbst Gott nimmt diese an. —
 Sene arme Kranke, die wir so eben verlassen, hat seinet-
 wegen mit der bürgerlichen Gesellschaft gebrochen, und
 dadurch ihren Pfad mit Dornen besäet. Treten Sie nun
 als Vermittlerin, als Versöhnerin auf, geben Sie ihr den
 Frieden wieder. Erscheinen Sie vor ihm, wie sein besseres
 Selbst! Bewahren Sie das Wort unseres großen Göthe:
 Das ewig Weibliche zieht himmelan. Seien Sie die Füh-
 rerin auf dem Wege zur Tugend.“

„Wenn ich das könnte!“ sagte sie zweifelnd. „Ich bin
 so jung noch, mein lieber Geheimrath.“

„Nicht die Jahre geben hier den Ausschlag, sondern
 der Wille — — der sittliche Wille. Denken Sie an das
 Krankenlager, an die armen, verlassenen Kinder, und —
 sprechen Sie ihm aus, wie tief es Sie verletzt hat, daß er
 über diese hinweg Ihnen seine Hand bieten konnte. Zeigen
 Sie ihm die ganze sittliche Entrüstung Ihres schönen rei-
 nen Gemüthes, dem der Gedanke an ein solches Unrecht
 bis dahin fremd war. Lassen Sie Ihr Gefühl sprechen; las-
 sen Sie es aber in diesem Sinne sprechen!“

„Wenn ich den Muth dazu habe.“

„Er kommt Ihnen mit der Ueberzeugung, das Rechte
 zu thun. Sie selbst mögen ihn zu sich bescheiden, Sie selbst
 diese Unterredung fordern, es mag Ihr Abschied sein, nicht
 der seinige.“

„Nicht der seinige?“ wiederholte Thorilde, und rich-

tete das schöne Köpfcchen hoch empor. „Wenn dabei mein Stolz gewinnt, so blutet mein Herz nicht minder! Wie hat sich plötzlich mein Leben so ganz anders gestaltet, lieber Herr Geheimrath,“ setzte sie gedankenvoll hinzu. — „Wo mir sonst nur Freude lächelte, sehe ich jetzt nur Schmerz. Ich komme mir anders vor und die ganze Welt kommt mir anders vor.“

„Es ist Ihre erste Enttäuschung, mein gutes Kind, allein in Ihrem Alter täuscht man sich noch oft.“

„Ich, nie mehr!“ sagte sie sehr ernst.

Sie bogen in die Potsdamer Straße ein und hielten vor dem Hause, wo Frau v. Gasmond wohnte. Diese sah ihrer Rückkehr erwartungsvoll entgegen; allein nur der Geheimrath trat in ihr Zimmer. „Ueberlassen Sie Thorilde jetzt sich selbst,“ sagte er. „Ihr Unglück macht sie mündig. Fragen Sie nicht nach ihr. Sie bedarf um mit sich selbst zu Rathe zu gehen, und klar über ihre Lage zu werden, der Einsamkeit. Am besten, Sie gehen mit Elena aus.“

„Darf ich das wagen?“ fragte Frau von Gasmond verwundert.

„Vertrauen setzt Vertrauen! Ich bitte Sie darum!“ Sie durfte nicht verneinen.

Bereitete Nacht.

Die von Thorildsen dem Geheimrathe gegenüber bewiesene Fassung verließ sie, so wie sie sich allein sah. Sie warf Hut und Mantel von sich, begrub das Köpfchen in die weichen Sammetkissen des Sopha's, und weinte sich die Brust leicht. Allein der nagende Schmerz wollte sie damit nicht verlassen. Von Leopold scheiden, hieß auch von dem scheiden, was sie für ihr höchstes Glück anzusehen gelernt hatte: von seiner Liebe!

Sie rief sich den Zauber dieses Verhältnisses zurück, der allerdings zum großen Theile in seinem tiefen Geheimnisse beruht hatte; denn nie war es ihr vergönnt gewesen unbefangen mit ihm zu reden, oder eine Viertelstunde lang, ohne das Auge und Ohr ihrer Mutter scheuen zu dürfen, in seiner Nähe zu verweilen. Sein

erstes Geständniß war durch seine Blicke an sie gelangt. Dieser stummen Sprache folgten dann halbe Worte, denen kleine, zwischen den Notenblättern versteckte Briefchen zur Erläuterung dienten. Solcher geheimnißvolle, stets vor einer Entdeckung zitternde Verkehr hatte, so lange er gedauert, sie in einer fortwährenden Aufregung erhalten, so daß sie zu einem ruhigen Nachdenken über sich selbst, zu einem klaren Ueberblicke dieses Verhältnisses nie gelangt war.

Man hatte ihr gestattet ihn jetzt zu sich bescheiden zu dürfen, sie sollte ihn sehen und unbefangen, ohne Zeugen, ihn sehen; mit einer Art Scheu ergriff sie die Feder; denn diese plötzliche Selbstständigkeit erschreckte sie fast.

Wie ihn anreden? — Karl? — Nein. — Mein Herr? — Nein. — Schon hier erhob sich ein Streiten der Gefühle mit dem bisher Gewohnten, und dem, was die neue Lage von ihr zu fordern schien.

Durch die sich leise öffnende Thüre tönte dazwischen die Stimme ihrer Mutter.

„Ich fahre mit Elena ins Theater, mein Kind. Warte nicht mit dem Thee auf uns. Ich lasse Johann zu Deiner Verfügung zurück,“ setzte sie noch hinzu.

Bevor sie an eine Erwiderung gedacht, hatte die Thüre sich geschlossen. — Wie? — Verstand sie denn recht. Man überließ sie völlig ihrem eigenen Ermessen?

— Ein nie gekanntes Gefühl der Freiheit kam damit über sie; die Luft, welche sie athmete, schien ihr leichter, die Räume weiter, das Haus größer. Sie hätte durch alle Zimmer wandern, und sich in diesem neuen Lichte betrachten mögen! Auch der Garten lag lustiger und lachender vor ihren Augen da. —

Doch brachte diese Freiheit ihr auch ein Gewicht der Verantwortlichkeit, das sie zu rechtfertigen wünschte. Sie kam sich größer, älter, muthiger vor, maß wie eine Herrscherin das Zimmer mehrere Male mit festen Schritten, nahte dann mit entschlossener Miene dem Schreibtische, ergriff einen Streifen Papier und schrieb darauf: „Ich erwarte Sie!“ schürzte das Blättchen in einen Knoten und trug Johann es sofort an seine Adresse zu überbringen auf.

So weit war sie mit sich zufrieden; wie nun aber, wenn er eintrat, wenn sein Auge sie traf, damit ein Schauer wunderbarer Empfindungen sie durchrieselte, wie sollte sie dann unter diesem Blicke ihrer Schüchternheit Herr werden, und ihm sagen: daß er schmählig mit ihrem Herzen gespielt habe!

Sie nahm ein Schwefelholz und zündete die großen Wachskerzen an, in ihrem Glanze trat sie vor den Spiegel, musterte ihre Kleidung, strich das dunkle Haar aus der Stirne, und erschrak fast vor ihrer geisterhaften Blässe. Wehmuth ergriff sie. Wie eine Dede lagen die kommenden Tage vor ihr, sie nahm eine Rose aus der Vase, und zupfte

langsam die duftenden Blätter ab, bis nur der Stengel in ihrer Hand übrig blieb; es war ihr das Bild ihrer ersten Liebe. —

Schaun hatte den Tonkünstler nicht in seiner Wohnung gefunden, von der Wirthin nach dem Café von Frangiapani gewiesen, suchte er ihn dort auf und übergab ihm das Billet. Sichtlich überrascht sah dieser sich von Thorilden mit den wenigen kalten Worten beschieden. Beleidigt riß er das Billet in viele kleine Stücke, und sagte dem Diener: er würde, sobald er die Zeitungen gelesen, kommen. Allein er las nicht weiter, sein Auge blieb von jetzt an auf einer Seite haften, seine Lippen kniffen sich ärgerlich zusammen, seine Eitelkeit sann auf Rache. Kaum eine Viertelstunde war vergangen, so hielt es ihn nicht mehr in diesem Raume, er stürmte hinaus, suchte unter den Linden eine Droschke aufzutreiben, und fuhr nach der Potsdamer Straße.

Unten auf dem Flur des Hauses traf er mit Johann, welcher ihm keinen weiteren Vorsprung abzugewinnen vermocht, zusammen. Dieser ging ihm nun leise voraus, öffnete die Thüre des Salons und rief: „Herr Leopold!“

Thorilde erbehte. Wie ein schönes Marmorbild saß sie unbeweglich auf dem rothen Sammetstessel, und neigte in Erwiederung seines Grußes blos leicht das Haupt, während er mit der vertraulichen Unbefangenheit des Lehrers, als

wäre er, wie sonst, hier heimisch, einen Stuhl ergriff und sich ihr gegenüber setzte.

Sie wagte das Auge nicht zu erheben, sie fürchtete dem Strahle der seinigen zu begegnen; die Lider gesenkt, so daß die langen Wimpern wie schwarze Schatten auf den bleichen Wangen ruhten, beeilte sie sich ihm mit ihrer Ausrufe zuvorkommen.

„Ich habe Sie zu sehen gewünscht,“ sagte sie mit einer Stimme, deren Zittern sie durch den möglichst leisen Ton zu hemmen suchte; — „um Ihnen eine Bitte an das Herz zu legen.“

„Eine Bitte?“ fragte er verwundert.

„Eine Bitte!“ wiederholte sie schon gefaßter, doch immer noch ohne die Lider zu erheben. „Da unsere Lebensbahnen auseinander gehen müssen, der thörichte Traum, daß ich Ihnen etwas sei, ausgeträumt ist....“

„Thorilde!“ wollte er sie unterbrechen.

„Lassen Sie mich ausreden!“ sagte sie, die kleine weiße Hand beschwichtigend erhebend, „so wollte ich Sie bitten, jene arme Frau, welche der Kummer dem Tode nahe gebracht hat, jetzt mit sich, mit der Welt, mit ihrem Gotte zu versöhnen, und sie als rechtmäßige Gattin zur Vorsteherin Ihres Hauses zu erheben.“

„Wie? Was?“ fragte der junge Mann verwundert. „Von wem reden Sie?“

„Von Agathe Müller.“

„Ach!“ fuhr er auf. „Hat man mit dieser Ihr Herz vergiftet, mit dieser Ihre Neigung zu mir ertödtet wollen?“

„Keins von Beiden!“ sagte sie ruhig. „Ich sollte lernen, daß die Pflicht über der Liebe stehe, und ich habe das begriffen.“

„Sie haben es!“ rief er spöttlich. „Dann haben Sie mich auch nie geliebt — denn was die kalte Vernunft auch reden mag, ihre Mahnungen verhallen vor der Stimme des Herzens, das wahrer redet, wie alle gemachte Logik. Gott selbst hat die Liebe, wie das höchste Gesetz, uns gegeben.“

„Die christliche Liebe,“ fiel Thorilde sanft ein. „Die Liebe, welche nie dem Andern thut, was sie nicht wünscht, das ihr geschehe. Ich habe über das Schicksal von Agathe Müller nachgedacht, und wie ich an ihrer Stelle empfinden würde. Da scheint es mir denn, daß ich von demjenigen, welchen ich so sehr geliebt, um ohne seinen Namen zu tragen, die Mutter seiner Kinder zu sein, wohl erwarten würde, daß er solche Treue, solche Aufopferung mit etwas Anderem lohne, als mich um eines reichen Mädchens willen verlassen zu wollen.“

„Es scheint, ich sollt von Ihnen eine Moralpredigt hören,“ jagte der junge Mann mit spöttischem Lächeln sich gegen sie verneigend.

„Dazu bin ich zu jung. Ich kann Ihnen nur sagen, was ich denke und empfinde, und daß ich schmerzlich durch

die Entdeckung betrübt worden bin, daß mein Glück auf den Trümmern der Existenz einer armen Frau errichtet werden sollte, die so Schlimmes nicht von Ihnen verdient hatte.“ —

„Ich würde sie nie verlassen haben, ich hätte treu für sie, wie bis jetzt, gesorgt,“ fiel Leopold bethuernd ein. „Es würde ihr kein Unrecht damit geschehen sein. Und wäre ich von Ihnen geliebt worden, wie ich von Ihnen geliebt zu sein wähnte, Thorilde, so sollte auch jetzt, durch Agathe, unserm Glücke kein Hinderniß entgegentreten.“

„Wie so?“ fragte sie verwundert und hob zum ersten Male das Auge zu ihm empor. „Ich glaubte, daß Sie, weil ich kein reiches Mädchen bin, eingesehen hätten, dies Lebewohl würde das beste für uns sein.“

„Ich, eingesehen? Da kennen Sie mich wenig. Ich sollte Ihrem Vormunde und Ihrer stolzen Mutter die Freude machen, Sie um jener paar Thaler willen aufzugeben?“

„So ist es nicht geschehen?“ fragte sie erglühend.

„Es ist geschehen, aber nur zum Scheine geschehen; ich habe die Hälfte Ihres Vermögens sogar als Entschädigung für mein Verzichtleisten angenommen. Als ob mich das entschädigen könnte! Thorilde, sind Sie nicht mein, durch Zeit und Ewigkeit mein?“ Und er sank vor ihr auf die Knie, zog ihre kleinen Hände an seine Lippen und bedeckte sie mit glühenden Küffen.

„Mein Gott!“ stammelte sie, und ihre Farbe wechselte. „So haben sie die Meinigen getäuscht? — Wozu aber getäuscht?“

„Weil wir des Geldes zu unserer Flucht bedürfen, weil ich dieser Unterredung, um sie mit Ihnen zu verabreden, bedurfte. Sehen Sie nun, wie sehr Sie sich in mir geirrt haben?“ — fügte er triumphirend hinzu. „Sehen Sie es nun, wie ich Sie liebe, Thorilde?“

„Aber ich begreife es nicht! Ich fasse es nicht!“ stammelte sie.

„Sollte ich Ihnen nicht zürnen, daß Sie so leicht den Glauben an mich verlieren konnten?“ fuhr er zärtlich vorwurfsvoll fort. „Aber nein. Wir wollen diese schöne, diese heilige Stunde nicht mit Vorwürfen vergeuden. Es ist, seit wir uns kennen, unser erstes glückliches Beisammensein, lassen Sie uns es feiern, lassen Sie diesen rosigen Mund, den noch kein fremder Kuß entweiht hat, den meinigen finden, und sich mir damit bräutlich verbinden. Sie sind ja nun mein; bald ganz mein, Thorilde!“

„Und Agathe?“ fragte sie, ihn mit beiden Händen von sich wehrend.

„Nennen Sie diese nicht in der glücklichsten Stunde unseres Lebens!“ rief er und wollte sie glühend umfassen.

Sie sprang mit einem Satz auf und stieß den Lehnsessel, der auf leichten Rollen ruhte, weit von sich. Sie zitterte. Mit Anstrengung richtete sie sich empor.

„Und Agathe?“ wiederholte sie athemlos.

„Agathe? Warum immer wieder Agathe?“ fragte er ungeduldig, und trat ihr näher, ihre Hände aufs Neue zu fassen. „Wir setzen ihr einen Fahrgehalt aus, und reden dann nicht weiter von ihr.“

„Wie?“ fragte Thorilde, und sah ihn groß an. „Wir? Nein, an dieser That könnte ich mich nimmermehr betheiligen. Das Herz der armen Frau ist gebrochen; das heilt man nicht mit Thalern. Die Kinder stehen verwaist, von den Menschen verachtet, da; fern sei es von mir, eine solche Lage nicht zu bemitleiden. Nein, Herr Leopold! — Was ich auch gehofft, gewünscht; es ist vorbei: wir müssen unsere Liebe der Pflicht opfern, — dieser Pflicht, jener verlassenen Frau die Rechte zu gewähren, welche sie für sich mit ihren Kindern beanspruchen kann. Sie sind jetzt in der Lage es thun zu können, und ich bitte Sie, es nun auch sofort zu thun. Sie ist durch den Gedanken, daß Sie sie verlassen würden, dem Tode nahe gebracht; geben Sie ihr die Hoffnung zurück, und es wird rascher zu ihrer Genesung führen, wie Alles, was ihr die Hülfe des Arztes bieten kann. Gehen Sie stehenden Fußes zu ihr, um ihr zu sagen, daß — wir uns zum letzten Male gesehen haben.“

Sie hatte diese lange Rede mit dem Aufbieten ihrer ganzen Kraft gehalten; erschüttert von ihren eigenen Worten sank sie jetzt weinend auf den Stuhl und vergrub ihr Gesicht in ihre Hände. Der Tonkünstler betrach-

tete die Scene nicht bewegt, sondern nur unmuthig. Er wandte sich auf dem Abfate herum, und stieß einen unverständlichen Laut, der fast wie „kindisch“ klang, aus.

„Ihrer Jugend muß man Vieles verzeihen, Thorilde!“ sagte er dann, sich wieder zu ihr wendend; „so auch diese sonderbare Zummthung. Sie gefallen sich vielleicht in dieser Rolle, Ihr Ehrgeiz will die Edelmüthige spielen; allein Sie vergessen, daß Sie mit keinem gewöhnlichen Menschen zu thun haben, daß Sie mich in dieser Weise nicht beherrschen können, daß ich mir von Ihnen keine Ehe, die mir keine neuen Sensationen mehr bringen kann, werde einreden lassen. Wenn Göthe auch eine Vulpinus in sein Haus führte, so ist das noch kein Beispiel zum Befolgen. Er war überdem, als es geschah, schon bejahrt, und der Krieg nahm ihm die Besonnenheit. In meinem Alter hätte er sich schwerlich dazu entschlossen. Wenn man von einer Frau, welche man unter solchen Verhältnissen an sich feißelt, auch jede Nachsicht fordern kann; so ist ihr Dasein doch eine widerliche Prosa für ein geniales Gemüth. Ich wenigstens könnte das nicht um mich dulden. Ich bitte Sie also nun meinerseits, von diesem Gedanken abzustehen. Dagegen frage ich Sie nun in allem Ernste: wollen Sie mit mir entfliehen, in Hamburg die Weinige werden? — Hier ist meine Hand; ich biete sie Ihnen noch einmal.“

Ihr Gesicht ruhte noch in ihren Händen. Leopold

nahm ihr Schweigen für Unschlüssigkeit. Sie sah in dieser Stellung, die kleinen weißen Hände gegen das dunkle Köpfchen gelehnt, so schön aus, daß aller Unmuth über ihre letzten Worte vor ihrem Anblicke zerrann. Sich auf ein Knie vor ihr niederlassend, wollte er ihre feinen Finger sanft von ihrem Gesichte ablösen und in ihre Augen blicken; da ließ sie sie plötzlich selbst fallen und sah ihn mit einem so vorwurfsvollen Blicke an, daß es von seiner Lippe das zuversichtliche Lächeln verschenkte.

„Ich mit Ihnen entfliehen?“ jagte sie langsam, und bewegte verneinend das bleiche Haupt. „Nein, Ich entfliehe mit Niemand! — Aus dem Hause meiner Mutter geht mein Weg in das Haus des Vatten; oder ich bleibe auf immer bei ihr. — Mein eigenes Schicksal, wie das der armen Agathe belehrt mich, wie wenig man den bloßen Versicherungen der Männer sein Wohl anvertrauen dürfe. Gehen Sie, verlassen Sie Agathe, so werde ich sie zu trösten suchen. — Ich hoffte, indem ich von Ihnen scheide, wenigstens Ihr Andenken heilig halten zu können; aber auch diesen Trost wollen Sie mir rauben, — ich soll den Mann, — welchem ich mein ganzes Leben zu widmen im Begriffe stand, — nun auch noch verachten lernen.“

„Das sagen Sie mir?“ rief er aufspringend, und blickte mit flammenden Augen, als prüfe er, ob sie sich

wirklich ganz allein in seiner Nähe befinde, im Zimmer umher. „Warum, wenn Sie eine so geringe Meinung von mir hegen, sollte Ihre Ehre mir heilig sein? Warum? — Sie reifen nur, was Sie haben reifen wollen, Sie spielten mit dem Feuer und — die Flamme erfaßt Sie? —“ Unter diesen Worten schritt er der Thür zu und drehte den Schlüssel um.

Thorilde sah ihm erstaunt zu. „Was beginnen Sie?“ jagte sie tonlos.

„Es sind Vorbereitungen zu unserer Flucht!“ sagte er hämisch lachend. „Sie werden mir folgen, wohin ich Sie zu führen so gütig sein will. Aus diesem hohen Tone sprechen Sie nicht mehr mit mir.“

Sie wich entsetzt vor ihm zurück. Er folgte ihr. — „Ich rufe um Hülfe!“ jagte sie warnend.

„Nur um so größer das Aufsehen,“ entgegnete er.

„Aber was wollen Sie?“ sagte sie immer geängstigter, und wie die Taube vor dem Habichte sich hinter Vorhängen und Möbeln versteckend.

„Heiße Küsse!“ gab er zurück.

Sie war bis an den Kamin gekommen, sich hier dicht an die Wand drängend, gab diese plötzlich nach, und sie entschwand durch eine Tapetenthüre. Er wollte ihr folgen, er pochte, er rief; aber ein Kiesel war vorge-schoben und keine Antwort erfolgte. „Verwünscht!“ rief er; denn sein Spiel war ihm verloren. Es schlug neun,

mit jedem Augenblicke konnte Frau von Gasmund jetzt aus dem Theater zurückkehren. Er entschloß sich endlich, das Haus zu verlassen. Leise schlich er hinaus, von Niemand gesehen. Thorilde lauschte; aber sie vernahm keinen Schritt nicht. Angstlich zusammengekauert verharrte sie in der kleinen Borrathskammer, welche von der andern Seite an die Küche stieß, bis sie die ihren Namen rufende Stimme der sie in allen Zimmern suchenden Mutter vernahm. Durch deren Nähe beruhigt kam sie aus ihrem Verstecke hervor, warf sich schluchzend an ihre Brust und rief: „Mutter vergieb mir! Nie, nie im Leben will ich meinem eigenen Rathe wieder vertrauen, nie ein Glück suchen, das Du nicht gebilligt hast.“

Frau von Gasmund hielt sie lange innig umschlungen. War ihr doch zu Muthe, als sei das theure Kind heute zum zweiten Male an ihr Herz gelegt worden. Sie fragte nicht, was sich zugetragen, sie wartete eine Mittheilung ab; allein Thorilde hatte für das Vorgefallene keine Worte. Still und in sich gekehrt saß sie da, und schien plötzlich um Vieles gealtert. Ellena war sich auszukleiden in ihr Zimmer gegangen und verlangte dann ungeduldig nach Thee. — Während sie mit gesundem Appetite das ihr Gereichte zu sich nahm, glitt ihr Auge dann und wann, wie fragend, von dem Gesichte der Schwester zu dem der Mutter hinüber; doch sprach sie dabei nur von der eben gehörten

Oper, und stand bald darauf auf, setzte sich an das Clavier und vertiefte sich in Wiederholung des Gehörten. Ein Geräusch unter dem Fenster ließ sie inne halten, sie stand auf und blickte in die kühle Mondnacht hinaus. Ihr Ohr traf ein sich entfernender Schritt; auf dem Mauer sprunge lag ein Brief, sie ergriff ihn ohne Ueberraschung, ließ ihn in ihre Tasche gleiten, schloß das Fenster und setzte ihr Spiel fort.

„Ellena! Wie unvernünftig!“ rief Frau von Gas-
mund aus dem Nebenzimmer. „Du hast Dich warm ge-
sungen und athmest darauf die kalte Nachtluft ein.“

„Ich will ja gern büßen, was ich verbrochen,“ sang
diese im Recitativ sie an; „nur laß mich unvernünftig sein,
Mama.“

„Ja, wenn Du leiden könntest, ohne daß es mich mit
träfe,“ jagte diese kopfschüttelnd.

„Selbstliebe wäre Deine Liebe dann! Ihr Götter!
Schenk mir Freiheit zu handeln, Freiheit zu dulden; gebet
mir mich selbst zurück. — Nicht Andere quäle fernerhin,
was mich freuet; nicht Andere kummere, was Ihr mir
sendet! — Meine Schmerzen seien mein, wie es mein
Glück mir werden soll,“ sang sie weiter.

Frau von Gasmund beachtete diese Worte nur
halb; Thorilde dagegen, welche den nach Unabhängigkeit
verlangenden Sinn ihrer Schwester kannte, verstand deren
ernste Bedeutung und fühlte sich eigenthümlich dadurch

beunruhigt. Sie vergaß einen Augenblick ihres eigenen Kammers, stand auf und trat in das anstoßende nicht beleuchtete Zimmer. Ellena saß mit dem Rücken ihr zugewendet; sie schlug beide Arme um deren Nacken, küßte sie warm und sagte: „Ich will Dich jetzt doppelt lieb haben; Schwester!“

So weich, so innig hatte sich Thorilde noch nie an sie geschmiegt; auch erwies sich Ellena sonst gewöhnlich bei jedem Entgegenkommen, das sie mehr zu belästigen, wie zu erfreuen schien, abwehrend, heute jedoch war sie in einer ausnahmsweise hingebenden Stimmung; sie duldete daher nicht nur die Zärtlichkeit der Schwester, sondern sie erwiderte sie auch; ja, sich zu ihr umwendend, faßte sie die zarte Gestalt in ihre Arme, hob sie wie ein Kind empor und trug sie nach dem Sofa, wo sie sie auf ihren Knien festhaltend, mit ihr Platz nahm. Stumm saßen sie hier eine Minute, Thorildens Haupt an Ellena's Brust ruhend. Beide weinten.

„Du liebst mich mehr, wie Du es mir je bis jetzt gezeigt hast,“ nahm die Erstere endlich das Wort; „ich sehe das heute ein, und will es Dir erwidern. Du sollst mein Trost sein, Du mir Ersatz bieten für Alles, für Alles!“

Sie hätte gerne mehr gesagt, aber Frau von Gasmund saß im Nebenzimmer.

„Ich kann Dir keinen Trost, ich kann Dir keinen Ersatz

bieten," erwiderte Ellena beinahe feierlich. „Jeder erntet, wie er gesäet hat, Jeder ist seines Glückes Schmied; — Du erhältst, was Du gewollt hast, ich werde erhalten, was ich will; daß aber Andere nicht so sind, wie wir möchten, daß sie wären, wen wollen wir darüber anklagen? den Schöpfer, daß er uns Alle verschieden gemacht hat? — Es ist eine große Ungerechtigkeit, eine fremde Individualität beschränken zu wollen.“

„Wenn es aber zu ihrem Besten geschieht?“ jagte Thorilde mit ihrer sanften Stimme, und streichelte dabei die Wange der Schwester, in der Meinung, daß diese von sich rede.

„Mein Bestes ist nicht Dein Bestes,“ jagte diese warm. „Wir wollen Beide Verschiedenes, Du willst Ehre, ich will Freiheit; ein Dritter macht wiederum andere Ansprüche, Du hättest Dich darüber nicht täuschen sollen, daß diese Ansprüche den Deinigen zuwiderliefen, und darfst nun eben so wenig grollen, seit Du erkannt, daß der Irrthum auf Deiner Seite war. — Jeder hat ein Recht seiner Natur zu folgen, seine Neigung durch kein fremdes Wollen beeinträchtigen zu lassen; das merke Dir, wenn die Stunde schlägt, wo Du auch auf mich einen Stein werfen möchtest.“

Sie setzte sie rasch auf die Erde und verließ trällernd das Zimmer. Thorilde sah ihr erstaunt nach. Sie wußte nicht anzugeben, aus welchem Grunde, aber ihr Instinct jagte ihr, daß sie für Ellena zittern müsse. „Sie hat

etwas vor!" raunte eine leise Stimme ihr zu. „Aber was?“

Dem Was nachzudenken blieb ihr keine Zeit, Frau von Gasmund umgab sie mit der zärtlichsten Aufmerksamkeit, und dankbar für so viele Liebe, als Lohn der Sorge, welche sie ihr bereitet hatte, zeigte auch sie sich hingebender, wie es sonst in ihrer Natur lag.

Am folgenden Morgen beim Frühstück wurden Reisepläne entworfen. Thorilde stimmte diesen bei, weil sie einjah, wie wohlthätig ihr in diesem Augenblicke eine Entfernung von Berlin sein müsse, wo jeder Tag ein Begegnen mit dem Tonkünstler herbeiführen konnte, das ihr höchst peinlich sein mußte. Frau von Gasmund schlug einen Aufenthalt in Wiesbaden vor, dem eine Reise durch die Schweiz folgen sollte. Ellena hatte stumm diesem Gespräche zugehört. „Du jehnst Dich ja nach Bergen,“ sagte endlich Thorilde, halb ungeduldig über der Schwester Theilnahmslosigkeit. „Nun wirst Du bald auf dem Rigi Dein Ave Maria anstimmen können.“

„Ja,“ erwidert jene, wie abwesend; „aber doch anders, wie Du es Dir vorstellst.“

„Warum anders?“ fragte Thorilde verwundert.

„Weil die Umstände immer Kreuz- und Querstriche durch die Rechenexempel der Menschen machen.“

„Wenn das Facit nur gut ist, so lasse sie!“ sagte

Thorilde, sie fragend ansehend. Ellena erwiederte diesen Blick groß und fest.

„Das Facit?“ gab sie fragend zurück. „Ja, das steht allerdings bei Gott!“ sagte sie mit eisiger Ruhe.

„Ihr stimmt jetzt unter Euch einen sonderbaren Ton der Unterhaltung an,“ warf Frau von Gasmond ein. „In Eurem Alter kümmert man sich gewöhnlich mehr um seine Ballkleider, als um das Schicksal, die Umstände und der Himmel weiß, was Alles. Mir wäre es auch lieber, wenn Ihr die Metaphysik liebet und an Euren Fuß dächtet; darum will ich Euch die Jungfer senden, mit deren Hülfe Ihr einpacken könnt.“

„Schon heute?“ fragte Ellena gleichgiltig.

„Wir reisen wo möglich übermorgen,“ gab Frau von Gasmond zurück.

Nachdenklich trat Ellena hierauf an das Fenster, sah zum Himmel auf, und schien mit ihren Gedanken weit weg zu sein. „Meinst Du nicht, daß wir der Mutter Inach Kräften beistehen sollten?“ fragte Thorilde sie.

„Du vielleicht; da sie Deinetwegen die Reise antritt,“ gab diese kalt zurück.

„Und was meinerwegen geschieht, läßt Dich gleichgültig?“ fragte diese mit liebevollem Vorwurfe.

„Warum mußte es Deinetwegen geschehen? — Nicht wenn Du meinen Rath gefordert, nicht wenn Du ihn befolgt hättest. — Was Du Dir eingebrockt, das soll ich nun büßen?“

„Du bist hart, Schwester!“ versetzte Thorilde traurig.

Sie übernahm es, Ellena's Koffer mit zu packen und diese ließ sie ruhig gewähren, ohne nur einmal zu fragen, was man von Kleidern und Schmuck für sie ausgewählt habe. Ruhig, ja gleichgültig sah sie dem Schaffen der Uebrigen zu. Niemand tadelte sie darum; denn schon war man an ihr gewohnt, daß sie müßig ging, wenn Andere geschäftig waren.

Der Geheimrath Ledebuhr nahm von Thorilden einen besonderen Abschied. „Sie haben meine Erwartung gerechtfertigt,“ sagte er; „Sie sind standhaft gewesen; aber sagen Sie mir nun auch, ob Sie die moralische Ueberzeugung hegen, daß er Ihre Bitte erfüllen werde?“

„Ich hege sie nicht,“ erwiderte sie mit trauriger Bewegung des schönen Hauptes. „Ich habe keine Art von Zusage erhalten, Agathen bleibt keine Hoffnung.“

„So will ich noch mit ihm reden,“ versetzte der Geheimrath bestimmt.

„Thun Sie es!“ versetzte Thorilde. „Aber hoffen Sie wenig davon.“ Früh am folgenden Morgen brach

man auf. Ellena trug eine Reisetasche in der Hand, die sie selbst gepackt hatte. Sie betrachtete beim Scheiden das Haus mit großem fremden Blicke und schien noch theilnahmloser, als sonst, zu sein.

Sünde und Sühne.

Der Geheimrath Ledebuhr fuhr auf seiner Visitenrunde sogleich bei dem jungen Tonkünstler Karl Leopold vor, fand dessen Wohnung jedoch verschlossen. Er nahm sich nun vor, ihn brieflich um eine Unterredung zu ersuchen. „Ab schlagen kann er mir diese nicht,“ bemerkte er gegen seine Schwester. „Was denkst Du aber dabei zu gewinnen?“ fragte diese zurück. „Ihn zu überreden, dasjenige aus Pflicht zu thun, was die Neigung ihm nicht abgewonnen hat, wird Dir nimmermehr gelingen.“

„Ich will mich an sein Herz wenden,“ erwiderte der Geheimrath mild. „Ist die Leidenschaft entflohen, so bleibt doch noch eine Zuneigung für Agathe, als Mutter seiner und ihrer Kinder zurück und zu dem Vater dieser kleinen Wesen will ich reden.“

„Du vergißt, daß Du mit einem jungen und eiteln Künstler zu thun hast,“ sagte sie zweifelnd.

„Gut denn! Erweist er sich halsstarrig, so habe ich wenigstens das Meinige gethan;“ erwiderte ihr Bruder verstimmt durch ihre Entgegnung. „Im äußersten Falle wird er sich doch wenigstens zu einer namhaften Summe für ihren Unterhalt verstehen müssen.“

„Ich glaube nicht, daß sie diese, wenn er sie verläßt, annehmen wird!“

„Aber Zoe, wie kannst Du nur so reden! Soll denn die arme Frau noch Mangel leiden? — Hat sie nicht so schon des Kammers genug?“

„Sie leidet nur, was sie verdient hat!“ versetzt diese scharf.

„Daß doch die Frauen auch so gar keine Rücksicht gegen einander hegen können,“ sagte er mißbilligend.

Der Brief des Geheimraths Ledebuhr wurde in der Wohnung des Tonkünstlers abgegeben, blieb aber an diesem, wie dem darauf folgenden Tage unbeantwortet.

„Siehst Du?“ sagte die Schwester.

„So werde ich morgen früh, bevor er noch sein Bett verlassen hat, persönlich bei ihm eindringen,“ bemerkte dieser entschlossen.

Wirklich auch hatte er sich zu diesem gewiß nicht angenehmen Gange gerüstet, als der Postbote ihm einen Brief mit dem Stempel „Wiesbaden“ überbrachte. Frau

von Gasmund war also glücklich dort eingetroffen. Mit der Ueberzeugung, daß ihr Schreiben nur diese kurze Mittheilung enthalten könne, brach er das Siegel auf und warf einen flüchtigen Blick hinein. — Aber kaum hatte er die ersten Zeilen gelesen, so setzte er den Stock in die Ecke, nahm den Hut ab, und ließ sich in augenscheinlicher Erregung, um dem Inhalte seine ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden, am Fenster nieder. „Zoe!“ rief er dazwischen. „Zoe! Mein Gott! Zoe!“

„Was ist?“ fragte diese, aus dem Nebenzimmer tretend.

„Da lies!“ sagte er, ihr den Brief zuwerfend: „Ich muß ohne Weiteres zum Polizeipräsidenten fahren.“ Damit eilte er aus dem Zimmer, die Treppe hinunter, stieg in den bereits seiner harrenden Wagen und rollte die Straße hinauf, bevor die Schwester ihre Brille fand, um den Brief zu entziffern. Frau von Gasmund hatte sich diesmal kürzer gefaßt, wie gewöhnlich. Sie schrieb:

„Mein theurer Geheimrath !

Man sagt, ein Unglück stelle sich nie allein ein, und wenigstens an mir scheint sich dieser Ausspruch zu bewähren. — Kaum der Sorge für meine geliebte, noch sehr traurige und bleiche Thorilde entledigt und Ellena verfehlt meinem Herzen einen Todesstoß. Wozu Sie noch lange vorbereiten, wenn das

Fürchterliche doch einmal gesagt sein muß: sie ist verschwunden! — Verschwunden? werden Sie fragen. In die Erde sinkt man freilich nicht; wie ein körperloser Schatten entzieht ein lebendes Wesen sich dem Auge nicht; und dennoch kann ich ihre Nicht-Anwesenheit mit keinem andern Worte bezeichnen. Ist es mir selbst doch wie ein unglücklicher Traum! —

Sch bitte Sie, sogleich alle Schritte zu ihrem Aufsuchen zu thun. Auf der zweiten Station von Berlin hat sie den Wagen verlassen, und was aus ihr geworden ist, fragen wir uns vergeblich. Immer noch hofften wir, sie sei nur in ein unrechtes Coupé gestiegen, allein als sie auch am Ziele unserer Reise sich nicht fand, da stand die fürchterliche Wahrheit vor mir. —

Daß sie die Absicht, uns zu verlassen, gehabt hat, wird daraus klar, daß sie darauf gedrungen, den Gepäckschein in ihr Portemonnaie stecken zu wollen. — Auch unsere Koffer glaubten wir nun durch sie verloren; allein spät Abends noch kamen sie, mit unserer Adresse versehen, hier an.

Thorilde ruft sich jetzt manche ihrer Aeußerungen, welche auf den Plan, mich zu verlassen, hindeuten, zurück. Unseliges Vorhaben! Was wird mein armer Schwager sagen! — Ein Mädchen so schön, so begabt, und — so leichtsinig! So wahr ist es,

daß die Sünden der Eltern sich an den Kindern heimjuchen! Daß die Ehre nur durch einen alten Namen und seine Tradition sich einpflanzt! — Was Sie auch dagegen einwenden mögen, lieber Geheimrath, so ist hier wieder ein schlagender Beweis dafür, daß im Blute jener Stolz liegt, welcher das Ziemliche vor den Menschen zu thun antreibt; denn die Erziehung hat die inwohnende Neigung zur Zügellosigkeit nicht hemmen können. Sie kannte kein Gesetz, als ihr eigenes Wollen. Gott und die Welt waren ihr nichts, die Ehrfurcht vor dem Hergebrachten fehlte ihr gänzlich. — Hier nun das Resultat. —

Ich bitte Sie, mir umgehend zu schreiben, was Sie denken, hoffen, fürchten! Wenn dieser Scandal öffentlich wird, welchen Makel wirft er dann auch auf meine arme Thorilbe! Ich würde gleich nach Berlin zurückkehren, wenn ich es ihretwegen dürfte.

Rathen Sie, helfen Sie, Ihrer tief betrübten

Theräsa von Gaszmund,
geb. von Szenpliß."

P. S.

Sie haben wohl die Güte, den Staatsanwalt Möjer sofort von dem Vorfalle in Kenntniß zu setzen und ihm zu sagen: daß ich es seinem Ermessen über-

lassen muß, dem Vater des unglücklichen Mädchens Mittheilung von der Sache zu machen.

Sch hätte bald vergessen zu erwähnen daß wir in der „Rose“ abgestiegen sind.“

Fräulein Ledebuhr hatte unter wiederholtem Kopfschütteln diese Epistel zu Ende gelesen. „Das weiß Gott!“ sagte sie verdrießlich. „Man kommt vor den Angelegenheiten dieser Familie zu keiner Ruhe. Wenn mein Bruder nur aufhören könnte, sich für diese hochmüthige Frau zu interessiren! Schon als Thekla von Ikenpliz war sie mir unerträglich und meines Erachtens hat sie seitdem nicht an Liebenswürdigkeit zugenommen; allein in seinen Augen war und bleibt sie ein Engel.“

Sie kleidete sich unter diesem Selbstgespräche an, um ihren täglichen Morgenbesuch bei Agathe Müller abzustatten. Sie fand diese erschöpft, aber zum ersten Male fieberfrei. „Wie wird mein Bruder sich freuen?“ sagte sie, sich vor dem Bette niederlassend. „Er nimmt so großen Antheil an Ihnen.“

Die Kranke antwortete nicht; sie hielt die Lider gesenkt, und die fast durchsichtig weiße Hand strich das Bettuch glatt, als wären ihre Gedanken nur darauf gerichtet; doch indem schon rannen große, dicke Perlen die bleichen Wangen herab. Fräulein Ledebuhr bemerkte

nun, daß ihre tiefe Bewegung sie nicht hatte reden lassen, und die Gefahr jeder Gemüthserschütterung kennend, nahm sie ihr feines Taschentuch, drückte es sanft auf die traurigen Augen und sagte beschwichtigend: „Bitte! Nicht weinen! Ihr Arzt hat das strenge verboten. Es würde ihn betrüben von Ihrem Ungehorsame zu hören.“

„Ich will ihn nicht betrüben!“ flüsterte die Kranke, sich mühsam fassend. „Er ist ein Engel der Güte für mich!“ Sie jeufzte. Ihre Gedanken flogen zu dem Vater ihrer Kinder hinüber. Warum kam er nicht? — Wußte er nicht, daß sie krank sei? Sie hatte die Zahl der ihr im Fieber verstrichenen Tage nicht in ihrem Gedächtnisse, wie lange, wie kurze Zeit sie ihn nicht gesehen, konnte sie nicht angeben; vielleicht auch war er da gewesen.

Als Fräulein Ledebuhr sie verlassen hatte, bat sie Louise Gerschel, ihr Papier und Feder zu geben. Was diese auch entgegensetzen mochte, so sah sie wohl, daß ihre Weigerung die Kranke mehr noch aufrege, wie die Gewährung es zu thun vermöge und somit reichte sie ihr endlich das Verlangte hin. Mit zitternder Hand schrieb sie nun: „Karl, kannst Du mich sterben lassen ohne einen Blick der Liebe von Dir?“

Weiter reichten ihre Kräfte nicht. Die Adresse wäre in ihrer Handschrift unleserlich geworden, die Nähterin mußte sie für sie besorgen und darauf sogleich auch das wichtige Papier zur Post befördern.

„Wird er nun endlich kommen?“ sprach es in ihrem Herzen. „Werde ich ihn nun wiedersehen?“

Aber die Stunden verrannen, und der Erwartete klopfte nicht an die Thüre der unglücklichen Frau, obwohl ihr Brief, wie sie rechnete, lange in seinen Händen sein mußte. Daß er von Berlin abwesend sein könne, nahm sie freilich nicht in Anschlag, denn er gehörte nicht zu denen, welche gern von Ort zu Ort fliegen.

Diesmal jedoch mußte ein besonderer Grund ihn bewogen haben, die Hauptstadt zu verlassen; denn auch der Geheimrath hatte mehrere Male schon im Laufe des Tages an seine Thüre geklopft und sie verschlossen gefunden, worauf er endlich bei den Mitbewohnern nachgefragt, ob Niemand Auskunft zu geben vermöge, wann der Künstler anzutreffen sei.

In einem Berliner Hause ist solche Nachfrage mit Schwierigkeiten verbunden. Die Zimmer Leopold's hatten einen besonderen Eingang; die Wirthin war nicht mit seiner Bedienung beauftragt, in einem Hintergebäude wohnte ein Ehepaar, welches gemeinsam sich darin theilte, und Beide waren während des Tages außerhalb beschäftigt; so kam der Abend heran, bevor der Geheimrath diese ermittelte. Allein die gehoffte Unterredung mit Leopold wurde durch den hier erhaltenen Bescheid nur noch weiter hinausgerückt. Es hieß: der

Herr habe sich schon seit drei Tagen nicht blicken lassen. Er trage den Schlüssel zu seinem Quartier bei sich; ob er verreist sei, von seinen Sachen etwas mitgenommen habe, könne man nicht sagen. Briefe seien, außer einem Einzigen heute durch die Stadtpost eingelaufenen, nicht für ihn da, und diesen würde die Musikalienhandlung von Mejer, wie auch sonst schon, wenn Herr Leopold auf einer Kunstreise begriffen gewesen, befördern. —

Der Geheimrath entfernte sich unbefriedigt. Sollte Herr Leopold so plötzlich eine Kunstreise angetreten haben? — Seit drei Tagen, hieß es, sei er verschwunden? Genau drei Tage aber waren es, seit man auch Ellena vermißte. Obwohl es ihm nun nicht im Entferntesten einfiel, die Abwesenheit der beiden in irgend einen Zusammenhang zu bringen, so blieb es doch eine eigenthümliche Sache, daß sie gerade an demselben Tage Berlin verlassen hatten. Immer mehr steigerte sich seine Unruhe, wenn auch ohne nahe liegenden Grund.

Es war schon in der achten Stunde; die Musikalienhandlung von Mejer sollte soeben geschlossen werden, als er hier anlangte. Als Arzt an directe Wege und Fragen, welche ihr Ziel im Auge hatten und eine bestimmte Erwiederung heischten, gewöhnt, dachte er auch jetzt nicht im mindesten daran, die eigentliche Absicht seines Kommens einzukleiden. Der Herr selbst hatte schon das Geschäft verlassen und der Buchführer ver-

schloß so eben die Cassé. „Können Sie mir wohl die Adresse von dem Tonkünstler Leopold geben?“ fragte er ohne Umschweif. „Man sagt mir in seiner Wohnung, daß Sie seine Briefe befördern, folglich von seinem Aufenthalte unterrichtet sind.“

„Wer kann sich herausnehmen das zu behaupten?“ erwiderte der Commis sehr kurz angebunden und wie es schien, wenig geneigt, dem Fragenden weiter Rede zu stehen.

„Ich bin der Geheimrath Ledebuhr!“ sagte dieser, und sich etwas höher aufrichtend, maß er den Anderen vom Kopfe bis zur Sohle, als wollte er fragen, was ihn zu so unhöflichem Wesen berechtige.

Sener zuckte die Achseln mit echt Berliner Unverschämtheit.

„Es thut mir leid, Ihre Nachrichten darum nicht gläubhafter nennen zu können,“ erwiderte er fast spottend. „Unser Geschäft ist ein zu coulantes, als daß uns Zeit bliebe, die Correspondenzen unserer Kunden zu besorgen.“

„So werde ich mich an den Herrn Principal wenden,“ versetzte der Geheimrath kalt.

„Ganz nach Belieben,“ erwiderte der Commis. „Augenblicklich befindet er sich jedoch im Theater.“

Das ablehnende Betragen dieses Menschen weckte in dem Geheimrath den Argwohn, daß der Tonkünstler

aus seinem Aufenthalte ein Geheimniß machen wolle; um so dringender wünschte er nun ihn zu erspähen. Er traute ihm den Leichtsinne zu, die eben erhaltene große Summe Geldes sofort zu verprassen; wollte er also für seine Schutzbefohlene einen Gewinn davon ziehen, so mußte er eilen. Aus diesem Grunde fuhr er denn auch noch zu so später Abendstunde in die Privatwohnung des Musikalienhändlers Wieser.

Dieser empfing den berühmten Arzt mit gebührender Hochachtung, wich aber dennoch einer directen Erwiederung auf seine Frage aus. „Ich kann es Ihnen wirklich nicht sagen,“ versetzte er. „Wenn es sich aber bei Ihrer Nachfrage um irgend eine Schuldforderung handelt, so kann ich Sie in dem Punkte völlig beruhigen. Herr Leopold ist nicht wegen Gläubiger verreist. Er hat einen sehr schönen Flügel von Rosenkranz in seinem Zimmer, der, wie ich genau weiß, sein Eigenthum ist. Durch diesen allein würde also sein Miethsherr und Andere mit kleinen Forderungen sich decken können.“

„Es handelt sich nicht um einen Schuldanspruch von meiner Seite,“ unterbrach ihn der Geheimrath. „Es ist überhaupt keine persönliche Angelegenheit, welche mich bewegt, Herrn Leopold sprechen zu wollen, sondern ein fremdes Schicksal, das mir diese Theilnahme abnöthigt. Ein Arzt kommt, wie Sie wissen, mit vielen Leuten in Beziehung, und um eine Krankheit zu heben, bedarf es oft an-

derer Hülfe, als der Arznei. Sie thun daher ein gutes Werk, wenn Sie meinen Nachforschungen Vorschub leisten.“

„Ich würde Ihnen von Herzen gern dienen, allein ich kann es in der That nicht,“ versetzte Herr Meiser gutwillig. „Herr Leopold hat uns wirklich in Unwissenheit über seinen Aufenthalt gelassen.“

„Wie können Sie denn aber die an ihn eingehenden Briefe befördern?“ fragte der Geheimrath kopfschüttelnd.

„Diese gehen von hier auch nur an unser Haus in Hamburg. Wir haben weiter keine Weisung, und weil sie eben nur dahin gehen, so möchte ich fast vermuthen, Herr Leopold habe irgend eine Absicht dabei, uns seinen Aufenthalt verbergen zu wollen; zu welchem Zwecke aber, das wüßte ich wirklich nicht zu sagen; denn wie schon erwähnt, wegen Schulden kann es nicht sein.“

„Nein, wegen Schulden kann es nicht sein,“ wiederholte bestätigend der Geheimrath; denn er wußte ja ganz genau, daß kein Geldmangel den Künstler drückte.

„Ein Liebesabenteuer!“ — — warf der Musikalienhändler hin. „Man weiß ja, wie die Damen den jungen Künstlern nachstellen. Wenn ich etwas vermuthete, so wäre es eine Sache der Art.“

„Wirklich?“ sagte der Geheimrath kopfschüttelnd.

„Nun, wenn ich einen Sohn hätte, so sollte er denn entschieden kein Tonkünstler werden; denn ich ziehe unter allen Umständen den achtbaren Mann einem Talente vor.“

Herr Meser zuckte lächelnd mit den Achseln.

„Jedenfalls kann ich wohl von Ihnen erwarten, daß Sie einen Brief von mir in der von Ihnen genannten indirecten Weise an den jungen Tonkünstler gelangen lassen werden?“ fragte er.

„Zweifeln Sie daran nicht, Herr Geheimrath.“

„Ich werde darauf bemerken: zu eiliger Beförderung; denn erreicht er sein Ziel zu spät, so ist auch sein Zweck verloren, und es handelt sich hier, wie gesagt, um das Schicksal einer sehr unglücklichen Frau, meiner Patientin.“

„Werden Sie es zudringlich finden, wenn ich Sie um den Namen derselben bitte?“ fragte der Musikalienhändler aufstehend.

„Durchaus nicht! Wie ich vermuthe, ist ihre Lage kein Geheimniß. Frau Mathe Müller.“

„Ich dachte es mir!“ gab der Andere zurück. Da kann ich Ihnen vielleicht gleich eine kleine Beruhigung geben. Ich bin gewöhnt, dieser Frau jeden Ersten des Monats 50 Thaler verabfolgen zu lassen und auch ferner wird dies in gleicher Weise geschehen. Ist Herr Leopold gerade nicht bei Cassé oder ist er abwesend, so schieße ich das Geld vor.“

„Ganz gut! — Aber diese Zahlung beruht immer auf seinem guten Willen; ich möchte sie zu einer Verpflichtung machen.“

„Das rathe ich Ihnen nicht,“ fiel jener bedenklich

ein. „Ich glaube nicht, daß er ihr jemals diese Summe vorenthalten wird, so lange sein guter Wille sie giebt; wollte man ihn aber binden, so würde er sich dagegen verwahren.“

„Aber, mein Gott! Das ist ja ein Angstleben für die arme Frau!“ rief der Geheimrath unwillig. „Sie wird ja ihres Lebens nicht froh, wenn sie von Monat zu Monat für ihre Existenz und die ihrer Kinder zittern muß. Ueberhaupt — wer mag denn Alles nur der Gnade verdanken? — Ein Recht, sein Recht behaupten, das allein läßt uns den Kopf über der Kluth emporhalten, und sie ist in ihrem guten Rechte.“

„Menschlich, freilich! Allein geistlich, verzeihen Sie, Herr Geheimrath! käme ihr wohl wenig zu. Alle Lasten fallen da auf die Frau. Er könnte sich mit ein paar hundert Thalern von ihr loskaufen, und was hätte sie dann? — Ich rathe Ihnen wirklich, ihn nicht zu reizen.“

„Ihn nicht zu reizen! Hölle und Teufel! Ich soll wohl noch mit einer Katzenpfote einen Menschen streicheln, der das Wort Pflicht nicht kennt? Wissen Sie was, Herr Meser? Nichts ist mir ein solcher Greuel, als diese Willkür im Handeln, welche den Begriff des Rechts ausschließt. Welche Begabung ein solches Wesen auch besitze; doch steht es dem Thiere zunächst; denn auf der Leiter der Creaturen ist es nur die moralische Verbindlichkeit, welche die zu erklimmende Sprosse bestimmt. Nein, ich werde ihn nicht schonen, ich werde ihm, als ob ich sein Beicht-

vater wäre, ins Gewissen reden, von mir wenigstens soll er einmal hören, was Wahrheit ist; und rühre ich ihn damit nicht, bleibt er dabei, wie ein Kater auf den Dächern umherspazieren zu wollen, um nach hübschen Katzen zu spähen; nun, so giebt es ja noch gute Menschen in der Welt, die keine zu strenge Richter sind und sich der armen Müller annehmen werden."

Er nahm Hut und Stock.

"Herr Geheimrath!" sagte der Musikalienhändler, "wenn Frau Agathe Müller während ihrer Krankheit eines Vorschusses bedarf, so soll sie mir nur die Quittung für die gewünschte Summe einsenden."

Der Arzt reichte ihm die Hand. "Das ist brav von Ihnen, Herr Mejer! Es freut mich, Sie kennen gelernt zu haben," sagte er sichtlich erfreut.

"Und wenn ich sonst helfen kann. . ."

"Ich danke Ihnen. Sie sollen nicht übergangen werden, wo es gilt," fiel ihm der Andere in das Wort.

Sie schieden wie Freunde.

Fräulein Ledebuhr war verwundert, ihren Bruder so spät heimkehren zu sehen. Auch jetzt stand er ihr noch nicht Rede. Ohne Verzug eilte er an seinen Schreibtisch, um an Leopold und auch an den Staatsanwalt zu schreiben; dann erst konnte ihre Neugierde die gewünschte Befriedigung erhalten. Von der Polizei waren sofort die geeigneten Schritte gethan, man hatte

telegraphirt und mehrere Diener ausgesandt, um die Spur der Vermißten zu verfolgen. In der Frühe des nächsten Morgens wollte der Staatsanwalt selbst aufbrechen, um sein Mündel zu suchen, und da dieser den Gedanken nicht los werden konnte, der Tonkünstler Leopold sei in irgend einer Weise an ihrer Flucht betheilig, so hatte er ihm versprochen, was er über dessen Aufenthalt erfahren könne, ihm noch diesen Abend mitzutheilen. So spät es also auch war, so mußte der Brief des Geheimraths noch in dessen Wohnung getragen werden. „Es wird Ihnen wenig nützen zu wissen, daß eine Musikalienhandlung in Hamburg Leopold's Briefe befördert; allein es ist Alles, was ich habe in Erfahrung bringen können,“ schrieb er an den Staatsanwalt. Dieser aber betrachtete die Nachricht als durchaus nicht unwichtig.

Eine Badebekanntschaft.

Viele unserer Leser werden gewiß das kleine Städtchen Wiesbaden kennen, und Andere sich aus Beschreibungen ein Bild von seiner Lieblichkeit entworfen haben; denn unter den Bädern Deutschlands nimmt es seit lange einen verdient bevorzugten Platz ein. Was aber mehr noch als die warmen Quellen, mehr noch als Luft, Wasser und Gegend, den großen Strom von Menschen dahin lockt, ist leider die Spielbank mit ihrem verführerischen, aufregenden Reize.

Dieses Institut, welches so manches Familienglück zerstört, so manches Wohlleben in Elend verkehrt hat; mußte zugleich mit seinem Erwerbe ein irdisches Paradies schlaffen, dessen Reize, Vortheile, Annehmlichkeiten jede Mahnung an das Gewissen, seinem verderblichen Walten

ein Ziel zu setzen, beschwichtigte. Verschönerungen, welche der Herzog von Nassau nie hätte in das Leben treten lassen, unternahm das Directorium dieser verpönten Anstalt. Das Spielhaus mit seinen herrlichen Sälen gehört jedem Fremden wie ein eigenes Haus an; hoch vom Söller herab begrüßt ein Musikchor das Ohr, man lauscht den Tönen, während das Auge träumerisch dem Steigen und Fallen einer mächtigen Wasserkunst zuschaut, deren weites Becken, auf dessen Wasserpiegel weiße und schwarze Schwäne stolz sich wiegen, ein Blüthenkranz duftender Stauden aller Zonen einfaßt.

Es war Sonntag, das schöne Wetter hatte die Bevölkerung aller Nachbarstädte hergelockt; am Ufer war das Gedränge so groß, daß wirklich kein Apfel zur Erde fallen konnte.

In der Gegend, wo Frau von Gasmund wohnte, bemerkte man jedoch nichts von diesem Treiben und Wogen. Das Gasthaus „zur Rose“ stand an dem kleinen Dreiecke, auf welchem die Göttin Hygiene ein Standbild erhalten hat; nur wenige Personen kamen dieses Weges. An den umliegenden Badehäusern, dem „Spiegel,“ dem „Engel,“ dem „Britischen Hof,“ waren die grünen Saloufien herabgelassen; die tiefste Stille herrschte.

Thorilde saß am Fenster des halbdunkeln Zimmers, und blickte, den Kopf gestützt, durch die Spalten der grünen Fensterläden auf die Straße. Frau von Gasmund

warf dann und wann von ihrer Stickerie einen sorgenden Blick zu ihr hinüber. „Sie ist bekümmert,“ dachte sie, aber sie wußte nicht, ob die Gedanken des schweigsamen Mädchens der Schwester nacheilten, oder einem noch schlimmeren Gegenstande folgten.

Zu ihrer eigenen Beruhigung ließ sie das Erstere gelten. —

„Es ist nicht comme il faut heute am Kurhause zu erscheinen,“ nahm sie endlich, um das Schweigen zu brechen, das Wort. „Es wimmelt dort Sonntags von Juden, von Volk aller Art. Man weiß nicht, mit wem man zusammentreffen kann. Ich denke, wir fahren nach Bieberich und nehmen die wunderschönen Treibhäuser des Herzogs in Augenschein. Ist Dir das angenehm?“

Thorilde nickte.

„Willst Du Dich dann lieber jetzt ankleiden, mein Kind? Der Zug geht um zwei Uhr. Wir speisen um Eins, können daher nur gerade den Bahnhof erreichen.“

„Welches Kleid soll ich anziehen?“

„Ich dächte rosa Mouffeline? — Es ist ja eine Landpartie. Die Herzogin ist in Dessau, vom Hofe werden wir Niemand begegnen. Mir ist das eigentlich unangenehm; ich hätte Dich gerade jetzt gern vorstellen lassen.“

„Gerade jetzt?“ fragte Thorilde zurück. „Scheint Dir der Augenblick gut gewählt zu sein?“

„Wir müssen in unserer Lage doppelt zu unserer

Gesellschaft halten. Glaube mir das, mein Kind! Ich verstehe mich auf die Welt, in der wir leben. Halten wir uns mitten in ihrem Strome, so gleitet Alles von uns ab.“

Thorilde sah sie halb ungläubig an; erwiederte aber nichts. Eine Art Apathie hatte sich ihrer bemächtigt. Die Ereignisse der letzten Wochen waren zu plötzlich über sie gekommen, als daß sie das Gleichgewicht hatte augenblicklich wieder gewinnen können. Ihr war immer noch zu Muthe, als ob der Boden unter ihren Füßen wankte, und die Sicherheit im Leben von ihr gewichen sei. Um so williger ließ sie sich von Frau von Gasmund leiten, und gab ihr Thun und Lassen gänzlich in deren Hand.

Sie speisten in ihrem Zimmer. Frau von Gasmund las, während des Essens, in den Babelisten, um nachzusehen, ob Jemand von ihrer Bekanntschaft angekommen sei. „Der Herr von Rheinfeld!“ rief sie aus. „Ich möchte wissen, ob es der Vater, oder der Sohn ist. Ersterer war mein Cotillon-Tänzer. — Wie die Jahre schwinden! Ja, ja. Er kann freilich schon einen Sohn haben, der hier selbstständig auftritt.“

Thorilde drückte indessen das kleine runde Strohhütchen mit einem Bouquet von Feldblumen über der Stirne, auf die reichen schwarzen Flechten, und warf ein weißes Spitzen Tuch über die Schultern. Was sie auch anzog, so stand es ihr; allein diese leichte, lustige Kleidung ließ ihr doch besonders gut, und Frau von Gasmund konnte nicht

umhin, sie mit Wohlgefallen zu betrachten, während sie an den sich demüthig verneigenden Kellnern vorüber die Stufen hinunter ging, neben dem Wagen stehen blieb, und sie voraus einsteigen ließ.

Das Mädchen sah nicht nur reizend aus; sondern besaß, was viel wichtiger ist, eine gewinnende Grazie, und etwas sehr Distinguirtes. Auf das letztere legte Frau von Wasmund ein besonders großes Gewicht; denn ihrer Meinung nach war Schönheit von geringem Werthe, im Vergleiche zu dem Aussehen einer Dame, zu jenem vornehmen Etwas, das die ganze Gestalt adelt. Sie hielt dafür, daß dies vornehme Etwas im Blute liege, daß es ererbt werde, mit einem alten Namen zusammenhänge; doch ist dies vornehme Etwas wohl nicht immer traditionell, es kommt vielleicht öfter noch direct, als Gottesgabe, und deutet darauf hin, daß die Natur an dem ewigen Webstuhle der Zeit bisweilen geru mit neuen Fäden fortarbeitet, und auch für sich eine Aristokratie schafft.

Die Treibhäuser des Herzogs von Nassau gehören zu den schönsten in ganz Europa. Durch dicke Laubgänge von Camellien windet man seinen Weg fort und fort, und glaubt immer schon das Schönste gesehen zu haben, wenn noch Schöneres sich aus der Ferne dem Auge bietet; dabei ist der Pfad so schmal, daß man nur einzeln gehen kann, und die Crinoline, um nicht damit anzustoßen, zusammenfalten

möchte. Thorilde ging Frau von Gasmund voraus und konnte, wenn sie nicht zurücksprechen wollte, erst am Ziele ihrer Bewunderung Lust machen.

Die Sonne hatte sich indessen schon dem Horizonte zugeneigt, und erlaubte ihnen am Ufer des Rheines in einer offenen Laube den Kaffee einzunehmen. Vor ihnen lagen die Thürme von Mainz, als ständen sie mitten auf einer Insel des Rheines, Dampfschiffe zogen vorüber, aufwärts, abwärts, Fremde kamen und gingen, dem Stillleben des Ländlichen der Scene gesellte sich die Bewegung des Verkehrs zu, und ließ dem Auge keine Ruhe, den Gedanken keine Muße.

Neben ihnen an verschiedenen Tischen hatten noch andere Gäste Platz genommen. Eine Gruppe von Herren flüsterte mit einander, während sie durch die Pergnette Thorilde betrachteten. Frau von Gasmund wandte ihren Sonnenschirm nach der Seite hin und versteckte ihnen damit das Köpfchen ihres schönen Töchterchens, dem das Eine, wie das Andere entging; denn ihr Auge suchte heute nur den Rhein, sah nur den Rhein. In jedem deutschen Herzen lebt traditionell schon eine Vorliebe für diesen schönen Fluß; die Poesie seiner alten Ruinen, seine Märchen und Sagen prägen sich dem Gemüthe so tief ein, daß selbst ein nüchterner Blick diesen Ufern einen Reiz andichtet; wie viel mehr also ein solcher, dem die Phantasie noch einen zweiten Spiegel leiht. Sie hatte die Pilgrims on the

Rhine von Bulwer gelesen, kannte sogar das Gedicht der Nibelungen, und indem sie aufschauete, standen vor ihren Augen diese Gestalten. Sie antwortete daher einsilbig auf ihrer Mutter Bemerkungen, weil diese sie störten; so zog jene denn endlich eine kleine Handarbeit hervor. Dann, als der Sonne Strahlen sich golden in den Rhein senkten, brachen sie, um mit dem letzten Zuge nach Wiesbaden zurückzukehren, auf.

„Das war ein schöner Tag!“ sagte Thorilde, sich an den Arm der Mutter hängend.

„So bist Du wirklich vergnügt gewesen, mein Kind?“ erwiderte diese mit zärtlichem Blicke, und wandte das Auge zum Himmel, ihm dankend, daß es ihr gelungen, ihrem Lieblinge heitere Stunden zu bereiten.

Als sie einstiegen, bemerkte sie die nämlichen Herren, welche ihr am Ufer des Rheines schon lästig geworden waren. „Ein Damen-Coupé!“ heischte sie dem Schaffner zu; allein die Nichtraucher durften auch in diesem einen Platz suchen und wie es schien, waren jene gerade Nichtraucher; denn sie wählten denselben Wagen.

Mutter und Tochter saßen sich gegenüber vor dem hinuntergelassenen Fenster, und blickten, ohne zu sprechen, auf die Gegend. Die kurze Fahrt war bald zurückgelegt; man stieg an jener Seite, wo die Herren Platz genommen hatten, aus; der eine von ihnen, welcher die Uniform eines preußischen Lieutenants trug, blieb vor der geöffneten Thüre

stehen, und bot den Damen die Hand. Die Aufmerksamkeit war nicht zurückzuweisen. Frau von Gasmund nickte ihm mit kalter Höflichkeit ihren Dank zu, er legte die Finger an den Ezako und verschwand. Durch die schon in halbe Dämmerung gehüllte Straße schritten nun Mutter und Tochter der „Rose“ zu.

Johann stand an der Thüre, seiner Gebieterin harrend, und hielt in seiner Hand einen Brief, der sogleich die Aufmerksamkeit der Frau von Gasmund auf sich zog. Schon indem sie die Treppe hinauf stieg, erkannte sie an der Adresse die Handschrift des Staatsanwaltes, und eilte gespannt in ihr Zimmer, den Inhalt ohne Zeugen zu entziffern. Er schrie:

„Gnädige Frau!

Sch beeile mich Ihnen das Resultat meiner Bemühungen mitzutheilen; muß aber zugleich bevorworten, daß es zu meinem Bedauern kein befriedigendes ist. Der Geheimrath Ledebuhr wird Ihnen meine Reise nach Hamburg gemeldet haben. So wenig er auch in dem Punkte mit mir einverstanden war, so konnte ich mich von dem Argwohne nicht frei machen, das Verschwinden des Herrn Leopold mit dem Fräulein Glens's in einen Zusammenhang zu bringen, und ich hoffte, wenn ich nur erst in Erfahrung gebracht hätte, wo sich der junge Mann aufhalte, würde die Spur der

jungen Dame nicht schwer zu finden sein. Leider aber mußte ich in Verfolgung dieses Zweckes auf nicht von mir geahnte Schwierigkeiten stoßen, die für den Augenblick noch alle meine Bemühungen so gut wie fruchtlos erscheinen lassen. Die Musikalienhandlung von Berthold, welche die Briefe des Herrn Leopold entgegennimmt und weiter befördert, ist nämlich nicht genauer von des Tonkünstlers Aufenthalte oder Reiseplänen unterrichtet, wie es die von Meser & Co. in Berlin war. Bei meiner Ankunft hier wußten sie sogar noch nicht, was sie mit diesen Briefen beginnen sollten und glaubten, daß der Inhaber erscheinen würde, um dieselben abzuholen. Diese Hoffnung hegte auch ich, und unter dem Vorwande, daß ich den Herrn nothwendig zu sprechen wünsche, verweilte ich deshalb den ganzen Tag in dem Laden; obwohl mir der Boden unter den Füßen brannte. Es wurde Abend, ohne daß er von sich hören ließ. Unschlüssig ob ich den folgenden Tag in gleicher Weise seiner harren, oder ihn anderwärts aufsuchen sollte, legte ich mich zu Bett. Da klopfte es noch spät an meine Thüre, und ein Commis des Herrn Berthold erschien mit einem Briefe, der meiner Ungewißheit ein Ende machte. Er schrieb mir: es sei nicht durch die Post, sondern durch den Commissionair eines Hotels — ein Billet von Herr Leopold eingelaufen, worin diejer ihn ersuche, alle für ihn eingesandten Briefe

an Cramer & Beal, Musikalienhändler, Regent's Street, London, zu befördern. Ich eilte nun in der Frühe sogleich zu Herrn Berthold, um zu erfragen, welchem Hotel jener Commissionair angehört habe. Man wußte mir das aber leider nicht zu sagen. Ebenso wenig hatte man sich erkundigt, ob Herr Leopold seinem Boten das Billet eigenhändig übergeben, oder wer ihn mit dessen Ueberbringung beauftragt habe. Doch glaubte der Commis, welcher ihn in Empfang genommen, den Menschen wieder erkennen zu können; ich bat also Herrn Berthold, ihm zu gestatten, mich auf einige Stunden begleiten zu dürfen, nahm einen Wagen und fuhr von Hotel zu Hotel. Allein nun stellte sich eine zweite Schwierigkeit heraus; manche Commissionaire waren mit Herrschaften zur Besichtigung der Stadt und des Hafens fortgegangen, und ihre Rückkehr zu erwarten fiel mir unmöglich. Man rieth mir die Fremdenbücher durchzulesen. Allein wer stand mir dafür, daß der Gesuchte seinen eigenen Namen eingetragen habe? — Statt also meine Zeit damit zu verlieren, zog ich vor, nach dem Hafen zu eilen, um die nach England abgehenden Dampfschiffe zu notiren. Der „Neptun“ lag gerade auf der Rhede; weiße Wolken schossen aus seinem mächtigen Schornsteine empor, ein Boot stieß so eben vom Ufer ab, um die Postsendung an Bord zu bringen. „Halt!“ rief ich diesem nach. „Nehmen Sie mich mit!“ Aber sie achteten

meines Rufes nicht, — denn Passagiere zu befördern gehörte nicht zu ihren Geschäften, dazu waren die Sollenführer vorhanden; auch erbieten sich sogleich mehrere, mich hinüberzufahren. Ich sprang in das erste sich bereit findende Fahrzeug, und versprach dem Manne einen doppelten Lohn, wenn wir das Schiff noch erreichten. Er that darauf sein Mögliches; allein wir wurden bald hier, bald dort aufgehalten, und als wir dem „Neptun“ etwa bis auf fünfzig Schritte nahe kamen, kehrte das Post-Boot zurück, und die Räder begannen ihren Umschwung. Man würde mich allenfalls noch an Bord genommen haben, allein dann hätte ich mit nach London gehen müssen. Das wäre ein Wagstück gewesen, welches zu unternehmen kein hinreichender Grund sich vorfand; denn wer garantirte mir, daß die Flüchtigen auf diesem Schiffe sich befänden, oder auch überhaupt schon abgereist seien? — Sie in London suchen zu wollen, ohne die positive Gewißheit ihrer dortigen Anwesenheit zu haben, wäre eine Thorheit gewesen, der ich mich um so weniger schuldig machen konnte, da ohnehin meine Anwesenheit in Berlin gefordert wurde. Höchst mißvergnügt, eine Inspection der Passagiere des „Neptun“ mißlungen zu sehen, kehrte ich zurück. Indessen ein Advocat darf sich nicht durch Vermuthungen leiten lassen, sein Weg geht über Thatfachen und moti-

virte Gründe, und somit habe ich mir denn auch keinen Vorwurf zu machen.

Die Zeit bis zum Abgange eines anderen Schiffes benutzte ich hierauf zu Nachfragen in den ersten Wirthshäusern der Stadt. In „Streits Hotel“ am Jungfernstieg erfuhr ich: daß mit dem „Neptun“ eine Sängerin und Gemahl nach London gegangen. Die Sängerin ließ mich auf Ellena rathen. Ich fragte nach dem Namen. Diesen wußte der Kellner jedoch nicht; er sei so ausländisch gewesen, daß er ihn nicht habe behalten können, sagte er. In das Fremdenbuch hatten sie sich einzutragen geweigert. Ich ließ mir das Aeußere der Dame beschreiben. Die Farbe der Haare war die Ellena's; als ich ihren Namen nannte, meinte der Kellner, diesen von dem Herrn gehört zu haben. Allein er konnte sich das auch nur einbilden.

Was nun weiter in dieser Sache geschehen soll, muß ich Ihrer Verfügung anheimstellen. Sie in London zu ermitteln, bietet große Schwierigkeiten. In der ungeheuren großen Stadt bekümmert sich die Polizei nicht um die Fremden; schon das Paar aufzufinden würde schwer halten, schwerer aber noch würde es sein, in das Geheimniß ihrer Beziehung zu einander einzudringen. Ich selbst kann, wie gesagt, es nicht unternehmen, meines Bündel Spur

zu folgen. Wenn Sie aber die Kosten nicht scheuen wollen, so werde ich Jemand, der dem Unternehmen gewachsen ist, zu finden suchen. Ich erwarte hierüber Ihre Befehle. Wollen Sie an Ellena schreiben, so könnten wir den Brief an Cramer & Beal adressiren."

Frau von Gasmund las diesen Brief in wachsender Aufregung und ging ihn, als sie damit zu Ende gekommen war, noch einmal wieder durch. Ihre Haare sträubten sich, alle ihre Pulse jagten. „Unglückliches Kind!“ rief sie wiederholt aus. „Wie Dich retten?“

Sie überlegte, ob sie nicht selbst nach England gehen solle? Allein sie verstand weder die Sprache, noch wußte sie Mittel und Wege, um dort ihr nachzuspüren; so konnte ihr guter Wille kaum auf Erfolg rechnen. Sie war rathlos, — trostlos.

Daß dieser Leopold Ellena verlassen würde, wie er Agathe Müller verlassen hatte, schien ihr klar zu sein; und was sollte dann aus dieser werden? — Wie nachtheilig mußte unter allen Umständen aber die nahe Beziehung zu Thorildens auf diese wirken, und ihre Stellung in der Gesellschaft beeinträchtigen! Dies war schließlich der wichtigste Punkt ihres Kammers.

So ungern sie dem Vater des Mädchens eine so unwillkommene Mittheilung machte, konnte sie schließlich doch nicht anders, als ihn auffordern nach Europa zu kommen und seine Tochter zu holen. Nur wenn er Ellena

mitnahm, vermochte sie wieder ihr Haupt zu erheben. Das Klima, in Cayenne, war ungesund; allein lieber den Tod dort gefunden, als hier in Unehre gelebt. Sie stützte den Kopf in die Hand und verlor sich in Betrachtungen hierüber.

Thorilde trat indessen auf den kleinen Balcon hinaus, und sah dem aufsteigenden Monde zu. Die Nacht war warm, kein Lüftchen regte sich; sie legte sich gegen das schwarze Eisengitter und stützte das Haupt in die kleine weiße Hand. An Ellena's Nähe gewöhnt, kam ein Gefühl des Verlassenseins über sie. Welchen Werth hatte die wärmste Zuneigung, wenn sie in einer Minute, wie ein altes Kleid abgeschüttelt werden konnte? Welchen Werth die Liebe? — Das fragte sie sich.

Eine namenlose Sehnsucht ergriff sie nach Gott, nach dem Himmel, nach einem Wesen auf Erden, das unwandelbar ihr zugethan sei. Sie hatte nie eine Freundin besessen, Frau von Gasmund billigte keine Mädchenfreundschaften, in dem Argwohn, daß deren vertrauliche Plaudereien sich nur auf Männer bezögen. Sie hatte auch mit Ellena jedes intimen Austausches entbehrt; allein nicht minder darum über alle kleinen Vorkommnisse des Lebens mit ihr lachen oder weinen können. Nun stand sie da, die Lippe verschlossen, das Herz so ängstlich pochend, als ob eine Welt der Sorge es beschwere und langsam perkten die Thränen über ihre Wangen, um der gepreßten

Brust Luft zu machen. Töne von Blasinstrumenten drangen jetzt zu ihr hinauf; sie konnte nicht sehen, von wannen sie kämen, hart an die Mauer des Hauses gelehnt, wo der Balkon sie ihrem Auge versteckte, mußten die Musiker sich aufgestellt haben; sie spielten in leisen und sanften Tönen das schöne Lied: „Der Wanderer!“ — Thorilde trocknete ihre Thränen und lieb ihr Ohr.

„Was ist das?“ fragte Frau von Gasmund sehr aufgeregt, die Feder in der Hand, aus dem anstoßenden Zimmer herbeieilend. „Ein Ständchen? Wer kann so anmaßend sein Dir dies bringen zu wollen, da Du doch Niemand hier bis jetzt eines Blickes gewürdigt hast?“

Thorilde war über die Störung halb erzürnt.

„Ein Ständchen, Mama! Wie kommst Du auf den Gedanken? In einem Gasthose leben ja so viele Personen, welche sich ein solches Sonntagsvergnügen bereiten können. Aber laß mich, bitte! Es klingt so schön durch die stille Nacht.“

„Es gilt Dir!“ sagte Frau von Gasmund hinaustretend, und zugleich fiel ihr Auge seitwärts auf die Fassade des Badehauses „zum Spiegel,“ wo an einem geöffneten Fenster zwei Männer standen, welche der Strahl des Mondes in dem Augenblicke sichtbar machte. „Ich wußte es wohl!“ fügte sie nun selbstzufrieden hinzu. „Ich wußte es wohl. Da sind sie ja.“

„Wer?“ fragte Thorilde.

„Die jungen Herren, welche uns beim Aussteigen behülflich waren. Wenn sie im „Spiegel“ wohnen, so kann ich ihre Namen in Erfahrung bringen.“

Sie trat in das Zimmer zurück, schellte und ertheilte Johann den entsprechenden Auftrag.

Thorilde war froh sich allein gelassen zu sehen, und den Zauber dieser herrlichen Nacht ungestört genießen zu können. Erst nach dem Verklingen des letzten Tones zog sie sich zurück, und träumte — von Ellena. Als sie ziemlich spät erwachte, lag auf dem Tische neben ihrem Lager ein wundervolles Bouquet der schönsten Camellien, umgeben mit einem Kranze von Veilchen. Sie schellte und fragte die Jungfer, wer es gesendet habe? Diese berichtete, daß ein Gärtnerbursche es in der Frühe mit der Botschaft, es sei für die Dame auf Nr. 13, gebracht habe.

Edele Weiblichkeit.

Der Geheimrath Ledebuhr saß bald darauf eines Abends in seinem Arbeitszimmer neben dem Staatsanwalte Möser auf dem Sofa, in ein ernstes Gespräch vertieft. Beide hatten eine Cigarre hervorgezogen und bliesen bedächtig die weißen Wolken von sich, die heißen Lippen mit einem Glase guten Rheinweines nezend. Der Vormund berieth hier mit dem Freunde. Was konnte und was mußte geschehen, um Ellena's Leichtsinne gut zu machen? fragten sie sich.

„Da nicht Reizung das Mädchen zu diesem unbedachten Schritte verleitet hat, so ist mir ihr Davonlaufen unbegreiflich!“ bemerkte der Arzt. „Man sieht an diesem Beispiele, wie wenig auch die sorgsamste Erziehung den Menschen vor sich selbst zu retten vermag.“

Sie führte hier das glücklichste Jugendleben; allein unter gewissen Schranken. Was sie suchen konnte und entbehren konnte, war also doch nur Zügellosigkeit."

„Sie wählen da einen zu starken Ausdruck, lieber Ledebuhr!“ entgegnete der Staatsanwalt bedächtig. „Das Mädchen hat von Zügellosigkeit keinen Begriff und weiß ganz sicherlich gar nicht, was sie will. Nur ein unbestimmter Drang nach Freiheit hat sie geleitet, die Fesseln des conventionellen Lebens abzuschütteln und nach Neigung zu leben. Sie ist eine Künstlernatur und haßt die Regeln und die Regelmäßigkeit.“

„Aber wohin soll das führen?“ rief sein Nachbar ungeduldig. „Ein Mädchen, welches der Sitte Hohn spricht, entsagt damit auch der Sittlichkeit. Selbsterziehung und Selbstbeschränkung sind die Aufgabe jedes Menschen.“

„Nur werden Sie zugestehen, daß es dem denkenden Geschöpfe leichter fällt, sich durch die Pflicht, das Gesetz, die Ordnung überhaupt beherrschen zu lassen, wie dem, welches nur der augenblicklichen Stimmung folgt?“

„Ich gestehe das Niemand zu.“

„Gleichwohl geschieht es,“ versetzte der Staatsanwalt lachend. „Dichter und Künstler gehorchen nur Stimmungen, und so auch die Frauen. Wenn die letzteren nicht durch Furcht vor der Meinung der Welt gezügelt würden, möchte es bunt genug in unserem Le-

ben aussehen. Die Einzelnen aber, welche sich von keiner Sitte beherrschen lassen, haben auch stets recht tolles Zeug angegeben.“

„Dann sollte man sie lieber einsperren.“

„Wie die Türkinnen? — Nun ja, so übel wäre es nicht; allein dies Einsperren verursacht auch viel Last. Um aber auf Ellena zurückzukommen, so bin ich überzeugt, daß sie, wenn sie sich weniger überwacht gefühlt hätte, ruhig hier geblieben wäre. Sie hat die stete ängstliche Sorge und Aufsicht der guten Gasmund nicht zu ertragen vermocht.“

„Ich wüßte doch nicht, was diese hätte ändern können? Die Lage der Mädchen betrachtet“

„Seien Sie billig, Freund!“ fiel ihm der Staatsanwalt in die Rede. „Denken Sie sich einmal an die Stelle eines solchen armen Wesens, in dessen Adern das volle Leben pulst, und die nun wie eine Gefangene, auf Ordre, in die Luft hinausgeführt wird, auf Ordre heimkehrt, die, wo sie springen möchte, trippeln muß, wo das helle Lachen ihr die Brust drückt, nur lächeln darf; die überhaupt nur so weit sie selbst sein kann, wie es die Gesellschaft ihr gestattet; sollte diese nicht einmal den Zwang abschütteln und aus voller Brust athmen mögen?“

„Freilich!“ versetzte der Arzt kleinlaut. „Aber nun

die Folgen! Es wird doch das Unglück ihres ganzen Lebens sein.“

„Das wissen wir noch nicht so bestimmt.“

„Und dann ihre Herzlosigkeit! Kein Wort zu schreiben! An Mutter und Schwester auch gar nicht zu hängen!“

„Warten wir es ab. Erst mußte sie im Hafen sein, bevor sie diesen Nachricht geben konnte, und dann — soll ihr Begleiter es auch gestatten.“

„Dieser Begleiter!“ rief der Arzt lebhaft. „Das eben ist es, was ich ihr verdanke! Unter dieses Menschen Obhut sich zu begeben! Und meine arme Müller! Wie soll ich ihr diese Entführungsgeschichte anbringen?“

„Sie ist Mutter,“ sagte der Staatsanwalt ernst. „Die Mutter wird die Frau retten; sie muß fühlen, was sie ihren Kindern unter den obwaltenden Umständen, schuldig ist. Um aber auf den Anfang unseres Gespräches zurückzukommen: sollen wir Jemand nach London senden, um Ellena aufzufinden — oder bis der Vater aus Cayenne eintrifft, die Sache anstehen lassen? — Ich bin, wie gesagt, für das letztere; denn die Kosten und die Schwierigkeit dieser Verfolgung sind groß; und nachdem Frau von Gasmund einen Theil ihres Capitals, um Thorilde frei zu machen, geopfert hat, kann man ihr weiter noch zu gehen kaum anrathen.“

„Lassen wir es also dabei,“ sagte der Arzt. „Warten wir die Ankunft des Vaters ab! — Ich aber will

jedenfalls nach London an Benedict schreiben und ihn bitten, wenn ihm der Tonkünstler Leopold auffstößt, ein wachsamcs Auge auf sein Thun und Treiben zu richten und mir von Allem, was er in Erfahrung bringen kann, Nachricht zu geben."

"Thun Sie das!" sagte der Staatsanwalt sich erhebend, und nahm Abschied.

Der Geheimrath blieb nachdenkend zurück. Er hatte selbst freilich zu dem Abwarten gerathen; allein wenn er nun überlegte, wie peinlich die Wochen bis dahin an Frau von Gasmund vorüberstreichen würden, so wünschte er einen anderen Rath ertheilen zu können. „Arme Frau!“ murmelte er vor sich hin. „Wieder ist ihr ein Glück verkümmert worden! Und nicht ohne eigenes Verschulden verkümmert worden. Die vornehme Gesellschaft und immer wieder die vornehme Gesellschaft! Wann wird sie aufhören diesem Gößen zu dienen? — Hätte sie die Mädchen für einfachere Verhältnisse erzogen, so würden sie wahrscheinlich nicht daran gedacht haben sie zu verlassen. So aber fühlten sie den Zwang als Töchter von Familie auftreten zu sollen, was sie nicht sind, und suchten die Fesseln abzustreifen.“

Er schrieb am folgenden Tage einen trostvollen Brief nach Wiesbaden. Dann begab er sich zu Frau Agathe Müller, welche er zum ersten Male auf dem Sofa im Zimmer gebettet fand. Sie reichte ihm die fast durchsichtig

weiße Hand entgegen. — „Werden Sie jetzt Ihr Verbot aufheben und meine Freunde zu mir lassen?“ fragte sie mit ihrer weichen Stimme. Er bewegte verneinend sein Haupt. „Sie sind nur auf dem Wege zur Genesung, nicht genesen,“ sagte er dann. „Sie müssen jede Aufregung von sich fern halten. Die größte Stille und Ruhe ist ihre beste Arznei.“

„Wenn ich nun aber innerlich dennoch nicht ruhig sein könnte?“ erwiderte sie, den Blick auf die weiße Bettdecke gerichtet, und ein Seufzer hob ihre Brust. „Es giebt Gedanken, die nicht fern zu halten sind, Erinnerungen, die sich nicht bannen lassen.“

„Ich weiß, wovon Sie reden wollen,“ nahm der Arzt mit ruhiger Sicherheit das Wort. „Allein gerade, was das betrifft, so wünschte ich, daß Sie während dieser Krankheit innerlich mit sich fertig würden, und dem Vergangenen eine Quittance pour toujours ausstellten.“

„Quittance pour toujours?“ wiederholte sie und ihre Lippen zitterten. „Sollte das nöthig sein?“ fragte sie und richtete das große blaue Auge forschend auf das Gesicht des Geheimrathes.

„Es ist nicht nur nöthig. es ist auch nothwendig, daß man von dem zu scheiden wisse, was innerlich und äußerlich sich von uns geschieden hat. Die Würde der Frau gebietet hier die Trennung.“

„Innerlich und äußerlich?“ fragte sie sinnend.

„Aus dem Herzen und durch die That,“ erläuterte er. —

„Was ist geschehen?“ rief sie plötzlich erregt.

„Sie sind noch zu schwach, um es zu erfahren.“

„Glauben Sie mir, lieber Geheimrath, daß ich mich wohler, freier, leichter fühlen werde, wenn ich meine Lage klar übersehe! Was soll ich hoffen, was fürchten?“ —

„Stellen Sie sich vor, Sie hätten einen bösen Traum geträumt; Sie wären erwacht, die Tageshelle verscheuche das schwarze Bild, und die Zukunft läge im Sonnenlichte vor Ihnen; mit frohem Muth und gutem Gewissen beginne für Sie ein neues Leben. Stellen Sie sich das recht lebhaft vor.“

„Ich kann nicht,“ erwiderte sie zaghaft. „Mein ganzes Herz ist noch bei dem, was war, und so viel Glück hat mir der böse Traum gegeben, daß alle mir dadurch gewordenen Leiden, was mir an Freude ward, nicht aufwägen.“

„Allein der Traum ist ausgeträumt!“ jagte der Arzt mit Betonung.

„Ausgeträumt? lieber Geheimrath, lassen Sie mich, als Entgegnung darauf, das schöne Lied von Betty Paoli geben:

„Ben einmal Du geliebt, der sei für alle Zeit
In jedem Lebensdrang Dir heilig und geweiht.“

Ob er der Liebe, die Du einst für ihn getragen
 Auch werth gewesen sei? Das hast Du nicht zu fragen.
 Steht doch das Eine fest, Du hast ihn einst geliebt!
 Das ist's, was ihm ein Recht, ein ew'ges, auf Dich giebt.
 Wär' er der Schöpfung auch ganz unwerth zu erklären,
 Du müßtest das Gefühl, das Du ihm weihstest, ehren.
 Und ehren kannst Du's nur durch immer gleiche Huld,
 Für Jenen, dem es galt, wie groß auch seine Schuld.
 Nicht lieben sollst Du ihn, ist falsch und schlecht sein Wejen,
 Doch auch vergessen nicht, daß er Dir werth gewesen.
 Wenn eine ird'sche Kron' so große Macht schon hegt,
 Daß unverletzlich wird, der sie auf immer trägt:
 Wie möchtest Du ein Haupt wohl zu verletzen wagen,
 Das einst das Diadem der Liebe hat getragen?"

„Ich verlange ja nicht, daß Ihr Gedächtniß Sie auf
 Geheiß verlassen solle,“ nahm der Arzt, als sie geendigt
 hatte, das Wort: „Nur möchte ich, daß Sie jede Hoffnung
 an die Wiederanknüpfung einer so unglücklichen Beziehung
 fahren ließen; — daß sie es wie einen überwundenen
 Standpunct, wie eine abgemachte Sache betrachteten.“

Agathe erschien sehr bewegt über diese Zumuthung.
 Sie ergriff die Hand des Geheimrathes und führte sie,
 wie Verzeihung für ihre Schwäche erslehend, an die Lip-
 pen. — „Haben Sie Nachsicht mit mir,“ bat sie. „Er ist
 der Vater meiner Kinder. — Und er hat mir so viel Glück
 gegeben, daß ich nun auch den Schmerz hinnehmen muß.
 Es war eine wunderschöne Zeit, die ich mit ihm verlebte,
 und Tage, die so nie wiederkehren. Wir beide jung, voll

Hoffnung, voll Streben! — Ich, die arme Wittwe, wollte es lernen meinen Unterhalt zu gewinnen, er unterrichtete mich, half mir; ich wurde durch ihn selbstständig. Er wohnte damals in einer kleinen Wohnung, mir gegenüber, und besaß wenig Geld. Wir theilten, was wir verdienten, mit einander; Mittags aß er bei mir. — Abends componirte er und ich schrieb für ihn Noten ab. Den Flügel ließ er in mein Zimmer setzen und übte, damit auch ich ihn benutzen könnte, bei mir. Später nach seinem ersten Concerte schenkte er ihn mir. Wie froh war er über seine Erfolge und wie so ganz theilte ich die Freude darüber mit ihm; denn sein Ruhm war mein einziger Wunsch an das Schicksal; ich lebte nur in ihm, nur in seinem Glücke. Was war denn ich, um etwas für mich zu begehren? — Ein unbedeutendes Weib, nicht schön, nicht geistreich, nicht talentvoll, kaum werth ihm die Schuhriemen aufzulösen, und dennoch liebte er mich, und ließ mich an seinem Leben theilnehmen. Dies Theilnehmen war denn auch mein Stolz, war mein Alles, ich wußte, - daß ich ihm förderlich sei, ihm half; ich fühlte, daß ich ihn vor manchem Irrthume bewahrte, und mit seiner Zeit sorgfältig Haus zu halten ihn anhielt. Wenn er kam, wenn ich seinen Schritt nur von ferne hörte, so wurde es licht in meiner kleinen Wohnung. Ich ging mit Niemandem um, als mit ihm; ich sah nur ihn, ich dachte nur ihn. So oft er erschien, brachte er mir Freude und Glück mit; so oft er ging, ließ er mir die

Hoffnung auf sein Kommen als Trost zurück und ich zählte die Minuten bis zu seiner Wiederkehr. Es war eine schöne, schöne Zeit! Ich fragte mich manchmal, ob es wohl auch immer so bleiben würde, bleiben könne; ob ich auch so glücklich zu sein verdiene. Schon wiegte ich mich in das sichere Gefühl der Beständigkeit dessen ein, was mir das Schicksal so über Verdienst gewährt hatte; da plötzlich zog eine Wolke über mein Haupt hin, — die erste Wolke. Er bezog eine andere Wohnung, — die mir entfernt lag, die groß, elegant, geräumig war, wie es sich für einen jetzt schon namhaft gewordenen Künstler geziemte; — er konnte nun nicht zu allen Stunden bei mir sein, speiste in einem Gasthose, besuchte Gesellschaften, kurz, führte ein mir fremdes, fernliegendes Leben. Damals vergoß ich, seit ich ihn kannte, meine ersten Thränen. Er nannte sie kindisch, und forderte von meiner Liebe, daß sie des Opfers fähig sein sollte, mich selbst über seinem Erfolge zu vergessen. Ich schämte mich geweint zu haben; dann wie konnte, wie durfte ich, so lange es ihm wohl erging, mich beklagen? Ich nahm mir vor, nie wieder eine ähnliche Selbstsucht blicken zu lassen, und ich hielt dies mir gegebene Versprechen, obwohl es sehr bald große Proben zu bestehen hatte, getreulich. Der Künstler trat mir nämlich mit jedem Tage ferner. Mit seinem wachsenden Rufe wuchs seine Zufriedenheit nicht, seine Stirne umwölkte sich, seine Gesundheit litt; denn sie war der Feste

und Aufregungen nicht gewachsen; Unfrieden kam über ihn, sein Gemüth trübte sich, der schöne Enthusiasmus für seine Kunst stand der Lust am Gewinn, am Wohlleben nach. Ich sah ihn mit stillem Kummer auf diesem Wege und zögerte dennoch ein mahnendes Wort laut werden zu lassen, aus Furcht, er möge mich wieder der Selbstsucht zeihen. Scheinbar gehörte er mir noch an, ich glaubte fest an seine unwandelbare Zuneigung für mich, jeder Zweifel daran wäre mir wie eine Lästerung erschienen, und dennoch erhob sich eine leise Stimme in meiner Brust, die da sprach: er sei mir verloren! Aber ich hörte nicht darauf, ich verbarg es mir, daß ich ihm schon nicht mehr zu seinem Glücke nothwendig war, daß er nicht mehr zu mir eilte, wenn Schmerz sein Herz beschwerte, daß er meiner Theilnahme an seiner Arbeit nicht länger bedurfte. Was ihn noch zu mir rief — war es Gewohnheit, war es Mitleid — mangelte ihm der Muth, mein Herz zu brechen — ich weiß es nicht; — allein viel habe ich gelitten in jener Zeit, wo ich seine düstere Miene sah, ohne errathen zu können, welches Mittel ich anwenden müsse, um seine Stirne zu glätten und das alte Lächeln auf seine Lippen zu bringen.

„Endlich entfiel ihm das fürchterliche Wort, welches die Trennung unter uns aussprach. Es warf mich zu Boden. Das Uebrige ist Ihnen bekannt. Sie sehen nun, daß ich auf Alles gefaßt bin, und können mir

ohne Bedenken sagen, was aus Leopold geworden ist. Erschüttern wird mich jetzt nichts mehr. Habe ich das überlebt, so kann mich nichts mehr treffen. Allein — wie es auch kommen möge, immer werde ich dem Vater meiner Kinder Theilnahme bewahren.“

Der Geheimrath hatte sie ausreden lassen. Als sie zu Ende gekommen war, ließ er eine kurze Pause eintreten, und sagte dann mit großer Ueberlegung: „Ich kann Ihnen eigentlich nur wenig über den Herrn mittheilen; denn, so viel ich weiß, hat er Berlin verlassen. Mit ihm zugleich ist ein junges Mädchen abgereist, über deren Aufenthalt ihre Angehörigen nichts ermitteln können und einige Personen rathen daher auf einen Zusammenhang.“

„Können Sie mir den Namen der jungen Dame nennen?“ fragte Agathe Müller, sich halb aufrichtend, und legte zugleich die feine Hand auf das Herz.

„Ich kann es nicht wohl, ohne eine Indiscretion zu begehen,“ erwiderte der Arzt. „Man hofft den Ruf des unglücklichen Mädchens durch Schweigen zu retten; denn das Publicum ist nur zu sehr geneigt eine Thatfache auszubeuten, gelangt es einmal in deren Besitz, und die Familie muß dies einer Schwester willen, die dadurch leiden könnte, zu verhindern suchen.“

Agathe Müller faltete, wie im stillen Gebete, die Hände. „Wie leid thut mir das!“ flüsterte sie. „Wie

jeht leid! Das arme Mädchen! Hätte ich sie nur warnen können! Sie wußte ja nicht, was sie that, so wenig wie ich es einst wußte. Man geht weiter und weiter, weil man das Ende nicht sieht."

Der Geheimrath sah sie voll Mitleid an. Das tiefe Weh, welches sie in doppelter Weise durchzitterte, stand rührend auf ihrem Gesichte geschrieben; sie vergaß ihr eigenes Leid über dem Unglücke einer Anderen, und bedauerte den Mann, welcher es verursacht, mehr noch, wie sie ihn verklagte. Er reichte ihr warm die Hand und ging.

Agathe Müller athmete hoch auf, als sie sich allein sah. Sie drückte das Haupt in die Kissen und senkte die Lider. Man hätte meinen sollen, sie schlafe, wenn nicht von Zeit zu Zeit große Perlen unter den Wimpern hervor sich langsam über die bleichen Wangen gestohlen hätten. Endlich ergriff sie die Handschelle und als Rosine auf den Laut erschien, forderte sie Papier und Feder, und schrieb mühsam einen Brief, nach dessen Abfassung sie um Vieles beruhigter schien. Sie faltete ihn zusammen, adressirte ihn und legte ihn neben sich auf den Tisch. —

Am Tage darauf saß sie, als der Arzt eintrat, aufrecht, und hielt eine Handarbeit. Verwundert bemerkte er den Fortschritt in ihrem Befinden.

Sie lächelte ihn freundlich an.

„Es ist mein großer Wunsch, Kräfte zu gewinnen,“ sagte sie, „denn ich bedarf ihrer, um meine Pflichten erfüllen zu können, und Gott wird gnädig sein, mit meinem Verschulden Nachsicht haben, und auf dem ernstesten Wege, der vor mir liegt, mein Beistand sein. Ich fühle es bei der über mich gekommenen Ruhe, daß der Herr jetzt mit mir ist. — Ich bitte Sie, lieber Herr Geheimrath, wenn Sie nach Hause kommen, diesen Brief zu lesen und ihn dann seiner Adresse zu überantworten. Ich hoffe, daß Sie mit seinem Inhalte zufrieden sein werden; denn Ihre Billigung ist ja fortan das einzige für mich noch zu erstrebende Glück, und Ihrer Achtung nie mehr ganz würdig zu sein, der tiefste Schmerz meiner Seele.“

Große Thränen rollten bei den letzten Worten über die bleichen Wangen. Der Geheimrath wandte sich ab, und ließ ihr Zeit sich zu fassen. Dann fragte er nach einigen gleichgültigen Dingen und schied.

„Du könntest, wenn Du den Nachmittag frei hast, einige Stunden bei der Müller zubringen, Zoe!“ sagte er über Tische zu seiner Schwester. „Aber nimm eine Handarbeit mit und plaudere recht gemüthlich mit ihr, d. h. nicht von Stadtgeschichten, die ihr fremd sind; sondern von ihrer eigenen Vergangenheit, von ihrer Kindheit, ihrem Elternhause. Solche Erinnerungen thun dem Gemüthe wohl.“

Die Ruhestunde nach der Mahlzeit benutzte er zum Lesen des in seiner Tasche befindlichen Briefes. Er lautete:

„Leopold!

Du hast es ausgesprochen, daß Du einem reichen Mädchen Deine Hand zu reichen wünschest. Ich kann demnach Dein Herz, selbst wenn Du es mir lassen wolltest oder könntest, nicht länger mein nennen; aber Du willst es und kannst es mir auch nicht lassen. Mitleid fettet Dich nur noch an mich. Dein Mitleid will ich nicht. Du bist frei; völlig frei. —

Jeder Verpflichtung, für mich und meine Kinder zu sorgen, bist Du damit zugleich enthoben.

Daß eine solche Stunde kommen würde, wo wir uns, die keine Kirche zusammengefügt hat, die kein Richterspruch trennen kann, aus eigenem freien Willen scheiden würden, hätte ich mir nie möglich gedacht; darum auch bezahlte ich den Gedanken daran fast mit meinem kleinen Leben.

Leopold! Ich habe sehr gefehlt, indem ich mein Glück auf einer Basis ruhen ließ, welche die menschliche Gesellschaft sündlich nennt. Ich sehe das jetzt ein und bereue es; die Satzungen der Kirche, die Satzungen der weltlichen Gerechtigkeit sollen wir ehren. Ich war jung und unerfahren, und glaubte es gern,

daß Liebe jedem Verhältnisse zwischen Mann und Weib die höchste Weihe gebe.

Was ist nun aus ihr geworden, aus dieser schönen Liebe, die tausend Schwüre besiegelt haben?

Ich mache Dir keinen Vorwurf daraus, daß sie aus Deinem Herzen entflohen ist; denn was konntest Du dafür, daß Deine Augen sich dem Lichte der Wahrheit öffneten und Du Deine Agathe so sahest, wie sie wirklich ist; nicht schön, nicht talentvoll, nicht geistreich, Deiner in jedem Bezuge unwürdig — nur in ihrer selbstlosen Hingabe an Dich kein werthloses Etwas?

Du hast meine Mängel früher nicht gesehen gehabt, weil Deine Theilnahme mit meiner verlassenen Lage sie Dir versteckten; seit Du sie gesehen, wer kann es Dir verargen, daß Du Dich einem begabteren Wesen zuwandtest? — Nenne Sie also Dein, ohne Sorge um mich, Dein; sei glücklich und mache sie glücklich. — Laß keinen Gedanken an mich Dein Leben trüben! Du hast mir so schöne Jahre gewidmet, daß die Erinnerung daran meine ganze Zukunft erhellen wird. Du bleibst mir, was Du mir warst. Daß Du mir nicht länger wie Dein Wahn dauerte, angehören konntest, sehe ich ein. Wärest Du mir gestorben, hätte ich Dich ja auch verlieren müssen. Wenn wir uns gleich nicht mehr sehen werden, so ist

das Bewußtsein, daß Du auf Erden bist, doch dem dunklen Grabe gegenüber, welches Dich hätte verschlingen können, ein Trost. —

Meine und Deine Kinder werde ich in der Furcht des Herrn erziehen, und je ähnlicher sie Dir werden, je zärtlicher wird mein Auge auf ihnen ruhen. Da Sie aber Dich nicht, ohne ihrer armen Mutter zu grollen, Vater nennen können, und ich den Schmerz nicht zu ertragen vermöchte, die Augen dieser theuern Wesen vorwurfsvoll auf mich gerichtet zu sehen — während ihr süßes Lächeln, ihre Liebe mein ganzes Erdenglück ausmachen soll; — so muß ich ihnen leider! wenn sie ihr Dasein verdanken, verschweigen und sie lehren, wenn sie Abends die kleinen Hände falten und zu Gott für Dich beten, Dich im Himmel zu suchen. Es ist dies vielleicht die schwerste Aufgabe für mich, weil von Dir zu reden und sie Deinen Namen aussprechen zu lassen, mir so natürlich ist; allein die Mutterliebe wird hier der Schwäche des Weibes zu Hülfe kommen und sie das unmöglich Scheinende vollbringen lassen. —

Lebe wohl, Leopold, Lebe wohl! Wir werden uns wiedersehen, wenn dies Erdenleben ausgekämpft ist, und Gott uns zu sich ruft. Bei ihm stehen die Satzungen der Erde nicht mehr trennend zwischen uns, bei ihm ist kein Mein und Dein; die Liebe,

welche dort alle Wesen umschlingt, verbindet uns dann wieder. Bis dahin — Lebe wohl.

Agathe.“

Der Geheimrath vermochte während des Lesens seine Rührung zu verschiedenen Malen nicht zu bemeistern; jetzt legte er den Brief aus der Hand und lehnte sich sinnend in seinen Armstessel zurück. „Armes Weib!“ murmelte er. „Armes Weib!“ denn er las zwischen den Zeilen, daß sie den Entschluß mit ihrem Herzblute sich abgerungen hatte. Das Bild der jungen in Gott ergebenen Mutter wollte ihn nicht mehr verlassen; sie hatte sich einen Freund gewonnen, welcher ihrer schweren Zukunft mit ernsterer Sorge entgegen sah, wie sie, die Unerfahrene, es im Stande war zu thun.

Der Brief ging direct, an Cramer & Beal adressirt, nach London. Eine Antwort erforderte er nicht; auf eine Antwort rechnete die Schreiberin auch nicht. Von dem Tage an, wo sie ihn in die Hände des Arztes gelegt hatte, sah sie jede Beziehung zu Leopold wie abgebrochen an; denn sie kannte dessen leicht verletzliche Seite, und, wie zart sie es auch einzukleiden versucht, daß für sie und ihre Kinder neben einer rechtmäßigen Gattin kein Platz mehr sei, den sie ohne Beschämung für sich und für diese einzunehmen vermöge; so wußte sie, daß er dennoch sich für gekränkt halten würde, weil die von ihr angedeuteten Rücksichten in seinen Augen ohne Geltung waren.

Sie erholte sich von da an täglich mehr und sah dem Momente entgegen, wo sie die Sorge für ihren Haushalt zu übernehmen, und durch die Ankündigung von Musikunterricht den Unterhalt ihrer kleinen Familie zu bestreiten vermöge. Indessen wollte sie durch feine Handarbeit etwas zu verdienen suchen und sandte Louise Gerschel zu dem Zwecke, um Aufträge für sie einzuholen, in einen Tapissiereladen. „Wir müssen uns jetzt auch trennen,“ sagte sie, als diese mit dem Gewünschten zurückkehrte. „Von morgen an werde ich meine Kinder selbst zu versorgen anfangen, meine gute Louise! Haben Sie Dank für alle Freundlichkeit und Güte, mit der Sie mir in meiner Noth beigestanden. Vielleicht kommt eine Zeit, wo ich es wieder vergelten kann. Augenblicklich bin ich nicht in der Lage. Regen Sie mir es also nicht wie Undank aus, wenn ich Ihnen nur den für Ihre Leistungen viel zu geringen Lohn einer Nähterin auszahle; meine Mittel gehen aber nicht weiter. Betrachten Sie mich darum wie Ihre Schuldnerin. Was man aus gutem Herzen thut, kann ohnehin ja kein Geld bezahlen.“

„Machen Sie sich darum keine Sorge, Frau Müller!“ erwiderte die junge Nähterin und schob verlegen das Geld zurück. „Sie haben jetzt so viele Ausgaben und müssen etwas auf Ihre Pflege wenden. Mit mir eilt es nicht. — Wenn es sich später einmal so macht, dann rechnen wir ab.“

Es ist ja auch gar nicht nöthig, daß ich Alles auf einmal bekomme.“

„Sie sind ein braves Kind!“ sagte Agathe gerührt.

„Und wo ich Ihnen helfen und dienen kann, da rechnen Sie auch fernerhin immer auf mich. Sonntags habe ich ein paar Stunden übrig, um Ihnen die Kleider für die Kinder zu machen,“ fuhr Louise fort.

Agathe drückte ihr die Hand. Sprechen konnte sie nicht. Die einfache Güte des Mädchens trieb ihr die Thränen in die Augen. Es giebt der guten Menschen doch viele auf Erden,“ dachte sie, „und Wohlwollen und Aufopferung sind der echte Sonnenschein des Lebens.“ Sie hieß sie neben ihr Platz nehmen und arbeitete mit ihr um die Wette; die Lampe brannte hell, die Kinder gingen zur Ruhe; es war so still und traulich in dem kleinen Gemache, und in Agathens Herz senkte sich Friede und Heiterkeit, wie erfüllte Pflicht sie schafft. —

Ein Bewerber.

Frau von Gasmund ließ sich neue Karten stechen, worauf „*Madame la Baronne de Gasmund*“ zu lesen war; denn das einfache „von“ schien ihr, bei ihrem jetzigen Bedürfniß, sich in den Augen der Menschen zu heben, nicht mehr genügend. Wenn es nur irgend thunlich, mußte Johann in Livrée ihr nachfolgen, und so oft sie ausfuhr, saß er auf dem Bocke. Auch ihre Kleidung, wie die Thorilden's, erfuhr einen Zusatz an Eleganz.

Ellena's Namen erwähnte sie nie mehr. Obwohl sie täglich, stündlich dieses Kindes gedachte, vermied sie doch von ihr zu reden und suchte auch Thorilden von dem Gedanken an sie abzulenken. Diese begriff die anscheinende Gleichgültigkeit ihrer Mutter nicht; denn

daß dieser Alles daran lag, ihr ein Geheimniß daraus zu machen, in weissen Begleitung sie sich höchst wahrscheinlich befinde, konnte sie freilich nicht ahnen.

Wenige Tage nach jenem Ständchen ließ sich der Baron von Rheinfeld bei Frau von Gasmund melden, mit einem Briefe von seinem Vater in der Hand, in welchem dieser seiner Jugendfreundin den Sohn empfahl. Ohnehin war sie schon geneigt, ihm den zuvorkommendsten Empfang angedeihen zu lassen. Er hatte die Uniform abgelegt; sie erkannte in dem Civilkleide nicht sogleich den jungen Mann, welcher ihr an jenem Abende ihrer Rückfahrt von Vieberich die Hand beim Aussteigen gereicht; Thorilde aber gewahrte es auf den ersten Blick, und ahnte zugleich in ihm den „unbekannten Verehrer;“ hoch erröthend neigte sie daher, als sein Auge sie traf, ihr Haupt.

„Wie gefällt Dir der junge Mann?“ fragte Frau von Gasmund, als er seinen langen Besuch beschloß.
—

„Wie er mir gefällt?“ fragte Thorilde zurück.
„Ja, das weiß ich wirklich nicht zu sagen. Er sieht nicht übel aus; doch Alles, was er sagt, klingt sehr gewöhnlich.“

Frau von Gasmund bewegte mißbilligend ihr Haupt.

„Man sollte seine Töchter eigentlich nie mit einem

Manne verkehren lassen, welcher ihr nicht ebenbürtig ist," bemerkte sie dann, „es macht anspruchsvoll.“

Thorilde lachte.

„Soll das heißen, liebe Mutter, daß alle ebenbürtigen Männer nur gewöhnlich in ihrer Begabung sind?“

„Es soll heißen, daß es sehr wenig auf die Begabung eines Mannes ankommt, sobald er nur sonst die Eigenschaften, welche ein Mädchen von Geburt wünschen kann, besitzt.“

„Und diese Eigenschaften sind?“

„Ein alter Name und Vermögen.“

„Beides hat also wohl dieser junge Rheinfeld?“

„Allerdings, sein Stammgut ist ein Majorat, und er der Erbe.“

Thorilde erwiderte hierauf nichts. Sie errieth aus den Andeutungen die Wünsche ihrer Mutter, für die sie weder ein für, noch ein gegen einlegen wollte.

Man hatte einen Flügel in ihr Zimmer gestellt, und sie spielte und sang, was Leopold sie gelehrt. Eine tiefe Schwerrauth überkam sie dabei.

Nachmittags ging man die Musik zu hören, nach dem Kurjaal. Frau von Gasmund wünschte, daß sie sich heute weiß kleide. Sie that es ohne Widerspruch. Eine blühende Rose war der einzige Schmuck ihres Kleides, und gerade diese Einfachheit erhöhte ihren Reiz.

Der junge Rheinfeld wich nicht von ihrer Seite, und schon bildete sich ein Kreis von Herren um sie, welche sie als ihr zu Füßen liegend betrachten konnte. Frau von Gasmund war äußerst aufgeräumt. Dennoch entstieg mitunter ein schwerer Seufzer ihrer Brust; weil gerade in solchen Augenblicken, wo sie sich der Freude über die Triumphe Thorildens hingeben wollte, die Gestalt Ellena's vor sie hin trat, und sie damit das ganze Gebäude ihrer Stellung abgebrochen vor sich sah.

Sie hatte beschlossen Abends bei sich zu empfangen, am Theetische noch ein trauliches Plauderstündchen zu gestatten und dabei zugleich Thorildens musikalisches Talent zur Geltung zu bringen. Heute lud sie beim Nachhausegehen vorerst den Sohn ihres Jugendfreundes und einen Engländer, mit dem Thorilde sich äußerst lebhaft unterhalten hatte, zu sich ein. Frau von Gasmund, welche diese Sprache nicht verstand, wußte nicht, wovon die Rede unter ihnen gewesen war; allein es schmeichelte ihr, die fremde Zunge so geläufig von ihrer Tochter gesprochen zu hören, und sie wollte den jungen Mann, welcher ihr diese Gelegenheit dazu bot, fest halten. —

Baron von Rheinfeld schien verstimmt darüber. Er sei schon eifersüchtig, meinte die kluge Mutter und nannte dies nur um so besser. Thorilde bereitete den Thee; ein Amt, das sie mit so viel Grazie und An-

stand verrichtete, daß die Unterhaltung, weil aller Augen ihren Bewegungen folgten, stockte.

Man verabredete für den folgenden Tag eine Rheinfahrt nach Bingen.

Frau von Gasmund mußte, so spät es auch schon war, als die Herren sie verließen, noch wegen Thorildens Anzug mit der Jungfer berathen. Diese, obwohl gegenwärtig, schwieg dazu. Auf dem Wasser konnte es etwas kühl sein, sie sollte daher Seide tragen, und zwar eine leichte perlengraue mit schwarzen Sammetfchleifen, und einen kleinen runden Strohhut von derselben Farbe, mit einem Bouquet von Kornblumen und Aehren. Mitternacht war lange vorüber, als diese Bestimmung getroffen war und man sich für die Nacht trennte.

So wie Thorilde sich allein jah, begrub sie das Gesicht in die feinen Hände und schluchzte. Erst als sie sich satt geweint, suchte sie ihr Lager. Es war eine Bitterkeit in ihr, welche sich auf diese Weise Erleichterung schaffte; da Niemand sie bemitleidete, so widmete sie sich selbst diese Empfindung. In dieser Gemüthsstimmung gewöhnte sie sich die Augenbrauen zusammenzuziehen, so daß sich über der Nase eine ihre Stirne umdüsternde Falte bildete. Auf dem jugendlichen Antlitz nahm sich dies, neben dem Lächeln um die Lippe, eigenthümlich aus; es war gleichsam, als ob die Sonne unter Wolken hervorleuchte.

Sie hatte den Baron Rheinfeld bis jetzt mit völliger Gleichgültigkeit behandelt; er war für sie nicht häßlich, nicht schön, nicht angenehm, noch widerlich; er war so gut, wie gar nicht für sie da. -- Auf der Partie nach Bingen gewann er ihr zuerst eine Art Theilnahme ab, die ihr Benehmen gegen ihn freundlich machte. Er hatte einen großen Hund mitgebracht, ein wunderschönes Thier, das er am Seile führte. Sie streichelte diesen und das Thier leckte ihre Hand. Dankbar für die seinem Lieblinge erwiesene Freundlichkeit sagte der junge Mann: „Sie nehmen mir ein Gewicht vom Herzen, gnädiges Fräulein! Ich fürchtete so sehr Ihnen mit meinem Caro lästig zu fallen, daß ich schon auf dem Punkte stand, ihn zu Hause zu lassen; allein ich hatte nicht den Muth, es ihm anzubringen.“

„Wie? Sie sprechen ja, als ob er ein Mensch wäre!“ sagte Thorilde lachend. „Würde er es denn so gar ungnädig aufgenommen haben, die Rheinfahrt nicht mitzumachen?“

„Er liebt es nicht zu Hause zu sein; freie Luft und Bewegung sind sein Element, und dann auch — ist er mir sehr attachirt,“ setzte er kleinlaut hinzu. „Lachen Sie nicht! Aber wirklich, er hat mich lieb! Ich besitze keine Schwester, keinen Bruder, ich wuchs einsam auf dem Lande heran; meine Eltern sah ich auch nicht viel, — da ward der Hund mein Spielcamerad —

mein Freund. Ihm erzählte ich Alles; er schlief in meinem Zimmer, lief mit mir in Feld und Wald umher, — kurz er verließ mich nie. Wäre es nun nicht Unrecht, wenn ich jetzt, wo ich seiner entbehren kann, ihn vernachlässigte?“

Thorilde wollte lächeln; aber es ging nicht. Fast zitterte eine Thräne in ihrem Auge. In des jungen Mannes Gesicht blickend, das einen gewinnend gutmüthigen Ausdruck in dem Augenblicke trug, sagte sie: „Ich schätze diese Treue, Herr von Rheinfeld. — Treu und dankbar sein, selbst gegen einen Hund — verdient kein Belächeln.“

Und sie streichelte Caro jetzt aufs Neue.

„Sie thaten recht ihn mitzunehmen,“ sagte sie dabei, wie vor sich hin. „Ich bitte daß Sie ihn stets mitbringen; es wird mir Freude machen zu sehen, daß Sie gut gegen den Hund sind.“

Seit diesem kleinen Zwiegespräche traten sie sich näher. Bis dahin hatte Herr v. Rheinfeld eine gewisse schüchterne Scheu, hervorgerufen durch ihr kaltes, abwehrendes Benehmen, vor ihr an den Tag gelegt; jetzt ward er zutraulich. Frau von Gasmund bemerkte mit Vergnügen aus der Ferne, daß sie mit einander plauderten. Der Ton ihrer Unterhaltung war freilich eigenthümlicher Art. Der junge Mann von zwei und zwanzig Jahren sprach zu dem Mädchen von siebzehn, als ob sie

seine Mutter, Tante oder Bergesezte wäre. Wie sein ganzes Wesen, so trug auch seine Sprache das Gepräge des Unentwickelten, des einfach kindlichen. Einmal das Eis gebrochen, erzählte er ihr aus seiner Jugend, aus dem Vaterhause, bekannte, daß er wenig gelernt, daß man ihm in allen Dingen seinen Willen gelassen, daß Niemand daran gedacht habe ihn zu erziehen, zu bilden. Durch diese Bekenntnisse gelangte er an die stets einnehmbare Seite des weiblichen Herzens, — das Mitleid.

„Sie sind so klug, Sie sprechen so viele Sprachen, Sie malen, Sie spielen, Sie singen; Ihnen wird darum die Zeit nie lang, und mir so oft. Wie glücklich müssen Sie sein!“ schloß er seine Selbstbekenntnisse.

„Ich?“ fragte Thorilde, und seufzte. „Sie besitzen dafür manches, das meinem Leben fehlt,“ setzte sie hinzu.

„Ich wüßte nicht was,“ gab er kopfschüttelnd zurück.

„Aber ich weiß es,“ sagte sie, zu einem scherzhaften Tone übergehend. „Dabei können Sie, was Ihnen an Kenntnissen fehlt, ja einholen. Warum lernen Sie, da Ihnen die Einsicht der Mängel Ihrer Bildung geworden ist, nicht jetzt noch?“

„Ich?“ fragte Herr von Rheinfeld ganz erstaunt.

„Ich? Sie meinen das im Ernste?“

„Wie anders?“

„Freilich!“ sagte er nachdenkend. „Wissen Sie, daß mir dies noch niemals eingefallen ist? — Ich dachte, mit

dem Lernen wäre es für einen Erwachsenen vorbei. Aber womit soll ich anfangen? — Es fehlt mir ja so viel. Was, meinen Sie, wäre da am Nothwendigsten?“

„Sie müssen sich selbst befragen, wozu sie am meisten Neigung haben; oder auch welcher Mangel Ihres Wissens Ihnen am fühlbarsten ist.“

Er saun einen Augenblick nach. „Daß ich kein Englich verstehe,“ sagte er dann.

Thorilde lachte.

„Ist Ihnen das schon früher bemerklich geworden, oder erst, während Sie mich mit Herrn Brook sprechen hörten?“ fragte sie schelmisch.

„Ihnen entgeht auch gar nichts,“ sagte er mit schmelender Miene. „Ich habe nie zuvor Engländer kennen gelernt. Dieser nun, wenn er ohne Aufhören mit Ihnen spricht, ist mir schon in der Seele zuwider geworden und ich fange an die ganze Nation recht gründlich zu hassen. Wie egoistisch sind sie, wie vorlaut! Unerträglich!“

„Aber Sie kennen ja, wie Sie sagen, nur diesen Einen, und der besitzt keinen der von Ihnen gerügten Fehler,“ gab sie lachend zurück.

„Nun loben Sie ihn noch,“ sagte er schmolend.

„Ich vertheidige ihn gegen Ihren ungerechten Tadel. Wer so gut gegen einen Hund sein kann, wie darf der einen Menschen so hart beurtheilen!“

„Aber den Hund liebe ich; jener aber ist mit verhaßt.“

„Das soll er nicht sein, er hat Ihnen dazu keine Veranlassung gegeben, er hat immer nur gut von Ihnen gesprochen.“

„Das konnte ich ja nicht wissen.“

„Darum ganz recht, daß Sie seine Sprache erlernen. Das Englische ist gar nicht schwer. Sie werden hier ohne Mühe einen guten Lehrer finden. Und damit Sie sich in Anfange nicht zu sehr mit der Aussprache quälen, will ich Ihnen gern bei Ihren Arbeiten helfen. Schade daß ich meine Schulbücher nicht hier habe. Aber Sie finden gewiß eine Grammatik und ein leichtes Lesebuch in dem Buchladen von Rothe. — Ich habe ja hinlängliche Zeit hier. Also kommen Sie nur mit Ihren Arbeiten zu mir, ich präparire Ihre Aufgaben mit Ihnen.“

„Wenn Sie das wollen, dann wird es gewiß sehr gut gehen; denn was ich fürchte, ist: allein vor den Büchern zu sitzen. Dabei kann Caro mir keine Gesellschaft leisten. Er knurrt dann nur und will, daß ich mit ihm spiele.“

Frau von Gasmund war noch niemals so zufrieden, wie an diesem Tage, mit dem Benehmen ihrer Tochter gewesen, und als sie schlafen ging, küßte sie dieselbe in warmem Herzensdrange wiederholt auf die Stirne. — Ihr heutiges Benehmen gegen Rheinfeld gab ihr die Hoffnung, sie dennoch anständig versorgt zu sehen; dennoch! Sie

lebte jetzt in einer fortwährenden, zitternden Aufregung, und gestand sich selbst nicht ein, wie sehr ihre Gesundheit bei diesen schlaflosen Nächten litt, wie sie zusehends abnahm, so nervös sich fühlte, daß ein leises, unvermuthetes Geräusch sie mit einem Ach? zusammenfahren ließ, und eine für Andere peinliche Unruhe sich in ihrem ganzen Wesen verrieth. Dabei ward kein Wort der Klage über ihr Befinden laut; denn sie litt in ihrem Gemüthe zu sehr, um an den Körper zu denken, und fiel es Thorildens ein, ihren Mangel an Appetit, ihr unrückendes Auge zu rügen; so sprach sie kurz ab: ihre Gesundheit sei nie besser gewesen.

Der Kreis ihrer Bekanuten mehrte sich täglich des schönen, auch als reich gerühmten Mädchens halber, die Tage schwanden wie im Umsehen hin; am Schlusse des zweiten Monates wollte sie Wiesbaden, dessen Sommerpreise keinen verlängerten Aufenthalt gestatteten, verlassen. Nichts konnte daher ihren Wünschen entsprechender sein, als Thorildens Absicht, den jungen Rheinfeld im Englischen zu unterweisen; auch war die sonst so ängstliche Mutter gar nicht so vorsichtig, wie früher, sie hielt nicht darauf, wenn Beide vor dem an der offenen Balkonthüre stehenden Tische sitzend die englischen Verben conjugirten, im Zimmer gegenwärtig zu sein. Das junge Mädchen erlebte eine unglaubliche Freude an ihrem Schüler, welcher wiederum von seinem Lehrer das größte Lob erhielt, so daß unter den

Dreien das beste Einverständniß herrschte. Auf allen Wegen und Stegen suchte sie seinen Vorrath an englischen Vocabeln zu vermehren, und diese Beschäftigung ließ sie, was sie sonst an seiner Unterhaltung vermist haben würde, übersehen. Abends nach dem Thee wurde Musik getrieben, Mr. Brook sang dann häufig Duette mit Thorildsen; waren andere musikalische Personen da, so wechselte man in seinen Leistungen ab. Herr v. Rheinfeld gähnte dann wohl mitunter. „Zimmer singen und singen!“ flüsterte er Thorildsen oft unmutig zu. „Den ganzen Abend habe ich noch kein Wort mit Ihnen sprechen können.“

„Dafür sehen wir uns morgen früh,“ erwiderte sie ihn tröstend. „Wenn so viele Menschen da sind, können wir ohnehin keine Privatunterhaltung führen.“

„Ja, das ist wahr!“ sagte er zustimmend und wünschte in seinem Herzen Frau von Gasmund möge ihren ganzen Umgang auf seine Person beschränken. —

„Wenn Sie Ihrem Herrn Vater schreiben, so empfehlen Sie mich ihm,“ wandte sich Frau von Gasmund wenige Minuten später an den jungen Mann. Er hatte mir Hoffnung gemacht, mich durch seinen Besuch hier überraschen zu wollen; allein wenn er nicht damit eilt, so findet er uns schon schon abgereist. Fragen Sie ihn also, ob wir uns in dem Falle nicht Rendez-vous auf dem Rigi geben könnten?“

„Wie, Sie wollen schon fort? Was soll dann aber

aus mir werden?“ fragte der junge Mann vorwurfsvoll. —

„Sie kehren wahrscheinlich zu Ihrem Regimente zurück.“

„Sch? Behüte! Ich habe andere Dinge zu thun. Ich nehme meinen Abschied.“

„Aber warum?“

„Weil ich etwas lernen muß.“

„Können Sie das nicht überall?“

Er bewegte verneinend sein Haupt.

„Ohne Fräulein Thorilde geht es nicht; sie muß mir sagen, was ich thun soll; sie muß mir helfen.“

„Dann müssen Sie freilich dahin, wohin sich Ihr Mentor mit mir begiebt, gehen,“ versetzte Frau v. Gasmond mit zufriednem Lächeln, „denn in Ihre Garnison werde ich allerdings nicht ziehen.“

Sie hatte sich lange nicht so wohl gefühlt, wie nach dieser kleinen Unterredung. Kein Zweifel, daß ihr alter Freund die Partie zwischen seinem Sohne und ihrer Tochter wünschte und wenn er jetzt von diesem erfuhr, daß er ohne das junge Mädchen nicht zu leben vermöge; so konnte sie die Sache wie abgemacht betrachten. Sie athmete erleichtert auf. „Singe uns ein heiteres Lied, Thorilde!“ jagte sie. „Ich bin in einer Stimmung, um Lustiges hören zu mögen.“

„Ich fürchte, das Lustige wird traurig klingen; denn mir ist so schwermüthig zu Sinn, als ob eine Centner-

last auf mir ruhe," erwiderte das Mädchen gedankenvoll. „Vielleicht ist die schwüle Gewitterluft daran schuld. Ich will die Flügelthüren öffnen und einen frischen Luftzug hereinströmen lassen.“

„Und ich bitte mir zu erfreuen durch die englische Lied: Home, sweet home!“ sagte Mr. Brook.

Der junge Rheinfeld lächelte vergnügt, wie immer, wenn der Engländer sich im Deutschen versuchte und es dabei an grammatikalischen Fehlern nicht mangeln ließ. Man setzte sich um die Lampe, Thorilde nahm vor dem Flügel Platz; in der Ferne rollte der Donner in leisem Grollen fort, und einzeln zuckten Blitze, welchen bald darauf kühlend ein mächtiger Regenstrom folgte. — Frau von Gasmund hatte eine Arbeit genommen, der Engländer eine große Zeitung aus der Tasche gezogen. Thorilde sang Lied auf Lied, als wäre sie allein. Vielleicht gedachte sie auch nicht einmal der Gäste mehr; und sang das schwere Herz sich durch die vollen Töne leicht; denn sie war zu ihren Lieblingsliedern von Schubert übergegangen und hatte so eben mit „Ich grolle nicht“ begonnen, als ein knisternd durch das Zimmer fahrender Donnerschlag sie von ihrem Platze aufscheuchte und sie sich zu den Uebrigen setzte.

„Sie haben göttlich schön gesungen,“ bemerkte der Engländer. „Mit so viele Gefühle! ich möchte Sie

immer hören. Nicht wahr, Ihr Lehrer war ein Herr Leopold?"

Wie stets bei Nennung dieses Namens, so erbläute sie auch jetzt, und wandte das Auge von dem Sprecher ab, seine Frage mit einem leichten Neigen des Hauptes beantwortend.

„Ich lese in dieser Zeitung von einem Herrn Leopold, welcher hat in den Hanover Square rooms ein großes, sehr glänzendes Concert gegeben. Ist das vielleicht der Herr Leopold, welcher Sie hat unterwiesen oder hat er einen Bruder, der auch Tonkünstler ist?"

„Er wird es selbst sein,“ nahm Frau von Gas-mund rasch das Wort, und rückte ihren Stuhl dem Engländer näher, um ihn zu zwingen, ihr sein Gesicht zuzuwenden; denn Thorildens tödtliche Blässe erschreckte sie; um jeden Preis mußte sie ihr die Verlegenheit einer Antwort ersparen. „Aber nennen Sie mir gefälligst noch einmal den Ort, wo er gespielt hat?"

„Es ist kein Ort, es ist nur eine große Simmer, worin werden alle Concerte gegeben, welche berühmte Künstler machen.“

„Und man ist mit seinen Leistungen zufrieden gewesen? Er hat großen Applaus gehabt?"

„Man hat nach jedem Stücke ein Encore gefordert und das ist das Zeichen von großem Beifall in meine Vaterland. Es ist aber auch ein Frauenzimmer dabei

gewesen, die ihm seinen Ruhm fast streitig gemacht hat."

Frau von Gasmund fühlte ihre Knie zittern; alles Blut draug in ihre Wangen, ihr Herz stand still. Ein lauges „So!" war ihre erste Antwort. Dann faßte sie sich so weit, um hinzufügen zu können: „Und welches Instrument spielte die Dame."

„Sie sang und sang mit einer göttlichen Stimme, wie die „Times" sagt, mit eine Stimme, so wunderbar schön, daß nicht Catalani, nicht Malibran sie übertroffen haben; aber was ihr fehlte, war die Kunst zu singen; sie hatte den Umgang mit ihrer Stimme noch nicht gelernt."

„Vielleicht ist sie noch jung genug, um das nachholen zu können," bemerkte Frau von Gasmund und legte ihre Stickerei auf ihre Kniee, als mustere sie die Wirkung der Farben. „Es würde mich sehr interessieren, wenn sie mir vorlesen wollten, was man von ihr sagt. Die beginnende Laufbahn einer viel versprechenden Künstlerin zu verfolgen, hat großen Reiz. Es fehlt der musikalischen Welt jetzt gerade an einem Sterne erster Größe."

Der Engländer suchte den betreffenden Paragraphen in seiner Zeitung und trug dann das Folgende vor.

Gestern fand in den Hanover Square rooms ein Concert statt, zu welchem die glänzende Welt London's

sich drängte, weil die Zeitungen verkündigt, daß ein Schüler von Liszt darin spielen werde, von dessen Fertigkeit auf dem Clavier man Wunder berichtete. — Auch hat seine außerordentliche Leistung diese Erwartung nicht nur erfüllt, sondern übertroffen. Seine Technik ist ausgezeichnet, sein Piano köstlich; bis in die fernsten Ecken des Saales konnte man den leisesten Ton seines Spieles vernehmen. Man rief da *capo* nach jedem Stücke. Mit ihm zugleich trat eine junge Dame auf, deren Stimme, zu den höchsten Erwartungen berechtigt; allein in der Künstlerwelt flüstert man, daß ihr Eigensinn sie verhindern werde, ihrem Gesange jene Vollendung zu geben, welche schließlich doch allein im Stande ist, den Werth einer Stimme zu befunden. Dies ist um so bedauernswerther, weil das schöne Aeußere der Signora Anelle ihr Auftreten auf der Bühne glücklich unterstützen würde; denn sie ist von seltener Schönheit, eine Juno an Gestalt, mit Haaren und Teint, welche die Maler entzücken. Könnte man sie bewegen, zwei Jahre einem ernstern Studium zu widmen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß sie unter die ersten Sängerinnen des Jahrhunderts gehören, und einer Malibran und Catalani ebenbürtig sein würde. — In welchem Verhältnisse sie zu Leopold steht, ist unbekannt; doch gehen darüber allerlei Gerüchte der wunderbarsten Art.

Der Engländer las in abgebrochenen Sätzen, oft

lange nach einem Worte suchend, den Paragraphen vor, und Frau von Gasmund hörte ihm, das Auge auf ihre Arbeit gerichtet, mit doppelten Ohren zu. Sie wagte keinen Blick auf Thorilde zu werfen. Diese hatte sich, ohne daß sie es bemerkt, leise erhoben, und verschwand aus dem Zimmer, so wie Mr. Brook schwieg. Frau von Gasmund sagte: „Wenn wieder etwas über Leopold in der Zeitung stehen sollte; so haben Sie die Gefälligkeit es mir mitzutheilen. Es würde mich freuen, wenn er sein Glück in England machte! — Bringt ein solches Concert viel Geld ein?“

„Das nicht, aber es macht den Namen des Künstlers bekannt. Wenn er noch fremd ist, so kostet es ihm sogar die größte Mühe, sich in dieser Weise öffentlich hören zu lassen; und die dazu erforderlichen Anzeigen sind sehr theuer. Es ist aber das Zeitalter der Reclame und die Reclame ist mit dem Humbug nahe verwandt.“

„Leopold ist aber wirklich ein bedeutender Künstler!“ fiel Frau von Gasmund ein.

„Kein Zweifel!“ sagte der Engländer ruhig. „Was aber die Dame betrifft, die allem Anscheine nach noch gar nicht singen kann; so benutzt er sie doch nur, um die Neugierde des Publicums rege zu machen, und dadurch die Aufmerksamkeit auf sich selbst zu lenken. Sie ist für ihn, was für Barnum die „Meermaid“ und

„Washington's Annæ“ war; es ist ein Mittel zur Reclame.“

„Meinen Sie?“ fragte die Wirthin. „Es führen freilich alle Wege nach Rom; allein dieser möchte mir doch als Umweg erscheinen.“

„Ein Umweg, der aber dem gleichen Ziele zuführt.“

Der junge Baron hatte sich schon seit zwei Minuten unruhig im Zimmer nach Thorildsen umgesehen; auch Frau von Gasmund bemerkte jetzt ihre Abwesenheit, überging dieselbe jedoch mit Stillschweigen. Die Fassung, welche sie in der letzten halben Stunde sich aufgezwungen, begann jedoch auch ihr lästig zu fallen, sie sehnte sich nach einem Seufzer, einem Ausrufe des Schmerzes, einem lauten Ach! So ließ sie denn die Unterhaltung, als höflichster Ausweg, ihre Gäste zum Scheiden zu bewegen, stocken. Diese verstanden den stummen Wink und empfahlen sich, der junge Baron freilich mit hinaufgezogener Stirne und der Frage in seinen Augen: wo bleibt Thorilde?

So wie die Thüre sich hinter ihnen geschlossen, schenkte Frau von Gasmund ein Glas Wasser ein und leerte es in einem Zuge. Darauf schritt sie rasch hinüber in das Zimmer ihrer Tochter. Hier war es finster. „Thorilde!“ rief sie. „Thorilde!“ Keine Antwort erfolgte. „Thorilde!“ wiederholte sie noch einmal mit er-

hobener Stimme, und nun war es, als ob ein Laut ihren Ruf beantwortete. Rasch flog sie zurück, und brachte die Lampe. Da erblickte sie die zarte Form des Mädchens auf ihrem Bette hingeworfen; das lange schwarze Haar hing wild über das geisterbleiche Gesicht, Blut bedeckte ihr Gewand. „Um Gottes willen, was ist geschehen?“ rief sie entsetzt, setzte die Lampe nieder, kniete vor ihrem Kinde hin und umschlang es mit beiden Armen. „Meine arme Thorilde! Wie ist Dir? Was fehlt Dir?“

Das Mädchen drückte die kalten Lippen auf die Stirne der Mutter. „Aengstige Dich nicht!“ sagte sie „Es ist nur mein Nasenbluten. Aber sage mir: ist es Ellena, welche in jenem Concerte gesungen hat?“

Der Mutter Schweigen bejahte die Frage.

„Wehe mir!“ stieß Thorilde heraus, und ein Schrei folgte, so gellend, so schmerzlich, daß Frau von Gasmund vor diesem Tone ihr Herz brechen fühlte, und schluchzend ihr Angesicht verhüllte. Die Thränen der Mutter lösten auch die der Tochter, und Beide weinten nun gemeinsam sich die Brust leicht.

Das Damoklesschwert.

Wenige Tage nach jenem für Thorilde verhängnißvollem Abende saß Frau von Gasmund im Angesichte der dem Horizonte sich zuneigenden Sonne auf dem Neroberge an der Seite eines ältlichen Herrn, in einer Unterhaltung vertieft. Beide schienen durch das Gespräch gleich sehr angeregt zu sein; denn lebhaft fielen sie sich oft in das Wort, oder auch hörte der Eine und die Andere mit aufmerkfamer Theilnahme dem zu, was auf die hingeworfene Frage mit vielem Interesse berichtet ward.

Ueber das leidend und abgesspannt aussehende Gesicht von Frau von Gasmund hatte sich ein lebhaftes Roth verbreitet; ihr Auge leuchtete.

„Wie lange haben wir uns nicht gesehen, lieber Baron; wie viele Jahre liegen zwischen damals und heute,

und doch, indem ich mit Ihnen plaudere, ist es mir, als ob wir Beide erst gestern von einander geschieden wären," sagte sie.

„Auch sind wir im Herzen noch dieselben, und werden jetzt durch das Glück unserer Kinder auf's Neue jung. Ich kann Ihnen nicht oft genug wiederholen, welche Freude mir die Bekanntschaft meines Sohnes mit Ihrer Tochter gewährt hat! Ist es doch, als ob der Himmel es so gefügt hätte, daß sie gerade hier zusammentreffen mußten! Als er mir von dem Begegnen mit der schönen Thorilde von Gasmund schrieb, mich fragte, ob die Mutter nicht zu meinen Bekannten gehöre und mich um eine Empfehlung an Sie bat, fiel mir eine Centnerlast vom Herzen; denn der Aufenthalt an einem Badeorte, wo eine Spielbank ist, hat stets seine Gefahr für einen jungen Mann, und nicht ohne Sorge wußte ich ihn in der gefährlichen Nähe.“

„Aber Baron Rudolf spielt nicht, so viel mir bekannt ist?“

„Er spielt nicht, nein; mais, que voulez vous, chère amie? Die Tasche gefüllt, Credit überall, und der ganze lange Tag vor sich; wie leicht läßt man sich dann verleiten, einen Versuch zu machen und il n'y a que le premier pas, qui coûte. — So kann ich dem Himmel nicht genug danken, daß er ihm diese Leidenschaft sandte, die ihn vor einer schlimmeren bewahrte.“

„Warum aber, wenn Sie solche Besorgniß hegen, gestatteten Sie ihm nach Wiesbaden zu gehen?“

„Ich es ihm gestatten?“ lächelte der Baron. „Meinen Sie denn, daß er meine Erlaubniß dazu eingeholt habe? — Er ist ein verzogenes Kind, wie ich Ihnen schon sagte. Als letzter Erbe seines Stammes war er uns so werth, daß wir nicht daran dachten, ihm etwas verjagen zu wollen. Ein ernstes Wort hat er nie von uns gehört. — Wo er nicht gutwillig verzichtete, gaben wir nach. Denken Sie nur an die entsetzliche Aussicht, unser Stammgut in die Hände von Lehnsvettern fallen zu sehen, die wir haßten, wie sie uns! die auf unsern Tod warten! Hätte ich Ludolf verloren, so würde ich mich von meiner Frau haben trennen müssen, um eine zweite Heirath, eines Erben halber, einzugehen, und ich gestehe es, oft schon hatte ich diese Möglichkeit in das Auge gefaßt; denn er war ein kränkliches Kind von zarter Constitution, für dessen Leben man stets zitterte.“

„Dennoch ließen Sie ihn Militairdienste nehmen?“

„Weil er es wollte. Gottlob! Auch damit ist es jetzt vorbei! Er wird seinen Abschied nehmen und mit seiner jungen Frau unser Stammschloß, dessen einen Flügel ich für ihn einrichten lasse, bewohnen.“

Sollte man die jungen Leute nicht lieber sich selbst überlassen?“

„Wohin denken Sie, meine verehrte Freundin! Als

ob meine Frau und ich störend in deren Leben eingreifen würden! — Nein! Nein! Davon kann keine Rede sein. Sie sind ganz von uns unabhängig. Sie können thun, was sie wollen. Während des Winters lebe ich überdem mit meiner Frau in Paris, letztere läßt sich dort von dem Grafen Zapary magnetisiren, denn sie leidet an einem Nervenübel, das solche Behandlung erfordert; kommen wir im Frühling zurück, so erscheinen wir wie Gäste.“

„Thorilde erhält, wie schon gesagt, die Zinsen Ihres väterlichen Erbtheiles,“ nahm Frau von Gasmund das Wort, „und nach meinem Tode mein sämmtliches Vermögen, welches ich ihr testamentlich zusichern werde.“

Der Baron verneigte sich.

„So wenig ich eigentlich bei meiner Schwiegertochter auf Vermögen sehen möchte,“ sagte er dann, wie überlegend, „so ist bei dem Aufwande von zwei Familien doch nothwendig, daß mein Sohn keinem unbemittelten Mädchen seine Hand reiche. Ich bin also auch in diesem Punkte sehr mit seiner Wahl zufrieden. Lieb wäre es mir nun freilich noch, wenn die Wittgift als Hypothek auf meine Güter eingetragen werden könnte, weil die Schuldenlast zu vermindern ein Vortheil ist.“

„Ich kann darüber nichts bestimmen, ohne mit dem Vormunde Rücksprache zu nehmen.“

„Und dann noch ein kleiner Punkt: — Der Fall Ihrer Wiederverheirathung.“

„Wie, Sie sagen das im Ernste?“ fragte sie lächelnd.

„Warum nicht? — Wenn Sie jetzt allein stehen, werden Sie Ihren Bewerbern ein geneigteres Ohr leihen, und eine Wittve von Ihren Jahren, Ihrem Aussehen und Ihrem Vermögen wird deren zahllose in Ihre Nähe ziehen.“

„Noch einmal, lieber Baron! Ich glaube, daß Sie scherzen. Wenn Sie aber im Ernste sprächen, so könnte ich jede Möglichkeit der Art durch den Zustand meiner Gesundheit, der mich auf kein langes Leben rechnen läßt, niederschlagen.“

„Das ist vorübergehend! Angegriffene Nerven verkürzen das Dasein nicht, ich habe den Beweis davon in meiner Familie vor Augen.“

„Ich bin aber auch sonst durchaus nicht geneigt, mir neue Fesseln anzulegen,“ gab sie hierauf lächelnd zurück, „und werde, wenn Sie meinem Worte nicht glauben, in mein Testament setzen, daß Thorilde auch für den Fall meine alleinige Erbin bleibe und ich durch kein Codicill diesen Entschluß zurücknehmen würde.“

„Das nenne ich einsichtsvoll jeder Besorgniß von meiner Seite den Kopf abschneiden,“ sagte der Baron, ihr seine Hand befriedigt bietend. „Somit wären wir denn einig. Auf für die weibliche Nachkommenschaft ist dadurch gesorgt; es sei denn, das junge Paar setze uns

ein Duzend Mädchen in die Welt, und das will ich zur Ehre Gottes und unserer Familie nicht hoffen. Je weniger Töchter, je besser; freilich sind auch viele Söhne für eine alte Familie ein schwer zu bewältigendes Gut."

„Wenn man die rechte Zahl nur bestellen könnte!“ fiel Frau von Gasimund mit lächelndem Spotte ein. „Aber wir müssen wohl aufbrechen! Es wird feucht, und die Abendluft möchte Ihrem Rheumatismus nicht zuträglich sein, lieber Baron. Wo aber sind die Kinder?“

Diese waren den Hügel hinabgegangen, um am Ufer des Baches Bergißmeinnicht zu pflücken, und dabei hatten sie sich weiter und weiter entfernt. Ludolf sammelte die Blumen in seinen Hute, und als dieser gefüllt war, setzten sich Beide auf einen Baumstamm und Thorilde wand Kränze, wozu er ihr die Blumen einzeln hinreichte. Das murmelnde Wasser, das Säuseln hoch oben in den Zweigen, die Stille ringsum that dem Mädchen wohl. Es beruhigte sie. Wer sie genau kannte, dem entging es nicht, daß die Blässe ihrer Wangen, die festgeschlossenen Lippen, die oft gesenkten Wimpern einen tiefen Seelenschmerz verbargen.

Ludolf plauderte von seiner Heimath; sie lächelte, nickte, gab eine halbe Antwort, die seinen Finger zierlich bewegend; er war zufrieden, daß sie ihm zuhörte, und seelenvergnügt. Endlich waren die Blumen alle verbraucht, und sie standen auf. Dabei glitt Thorilde aus, und wenig fehlte, so wäre sie in den Bach gefallen; allein Ludolf's

Arm fing sie noch bei Zeiten auf, und mit aller Kraft zog er sie auf den Rasen empor. „Stehen Sie nun fest?“ sagte er und sah sie zum ersten Male, seit er sie kannte, befangen an. „Ja, erwiderte Thorilde, „aber mein rechter Fuß schmerzt. Ich habe ihn verstaucht.“

„Um des Himmels willen! Was soll nun werden!“ rief er erschreckt. „Tragen werde ich Sie nicht können. Der Pfad ist so schmal und dazu so schlüpferig.“

„Geben Sie mir Ihren Arm! Ich stütze mich darauf, und hinke fort, bis wir den Wagen erreichen,“ versetzte sie ruhig.

Sie machte sich wenig aus körperlichen Schmerzen, denn sie kannte schon den schlimmeren der Seele. Langsam freilich, und oft stehen bleibend, um zu der Anstrengung neue Kräfte zu sammeln, ging sie ohne Klage weiter; sie belächelte mitunter sogar ihren hülflosen Zustand.

So erreichten sie denn spät den Fahrweg, wo Ludolf, sobald es geschehen konnte, die Equipage herbeiwinkte und sie hinein hob, dann aber athemlos, um die Kunde des Unfalls zu überbringen, den Berg hinauf eilte. Er traf seinen Vater und Frau von Gasmund schon im Herabsteigen begriffen und nach ihnen aussehend; Beide beschleunigten, seit die Ursache ihres Zögerns gehoben war, den Schritt. —

Thorilde nahm nun die Tiefe des Wagens ein und

legte den franken Fuß auf den Rücksitz, neben Ludolf, der kein Auge davon abwandte; denn er glaubte nie etwas so Zierliches gesehen zu haben. Das Gelenk fing an zu schwelen. Er schrie dem Kutscher wiederholt zu, er solle jagen, was die Pferde laufen könnten, es komme nicht darauf an, ob sie stürzten.

„Wären es die Deinigen, so würdest Du solche Befehle nicht ertheilen,“ bemerkte der Vater lächelnd; „doch solltest Du billiger Weise auch auf mein Eigenthum Rücksicht nehmen.“

„Wenn die Pferde stürzen, bleiben wir ja auf dem Wege liegen,“ sagte Thorilde lächelnd. Doch rührte sie seine Ungeduld. Ihrem blutenden Herzen war jeder Liebeweis jetzt ein Balsam.

Als man vor der „Rose“ hielt, sprang Ludolf aus dem Wagen und sandte Boten nach Ärzten aus. Indessen wurde Thorilde die Treppe hinauf in ihr Zimmer getragen. „Du hast, wie ich höre, alle Doctoren von Wiesbaden beschieden?“ fragte ihn sein Vater, welcher wie die meisten unvorsichtig mit ihrem Leben umgehenden Weltleute von Gicht etwas gelähmt, langsam die Treppe hinaufstieg, und dem Sohn darauf im Salon begegnete. „Ein einziger Wundarzt wäre nützlicher gewesen, wie das ganze Collegium.“

„Es ist besser, daß zu viele kommen, wie kein Einziger,“ versetzte Baron Ludolf, mit aufgezogener Stirne

und einer Miene, als ob die Welt im Sichvernichten begriffen sei. Unruhig lief er im Zimmer auf und ab. Sein Vater ließ sich indessen auf dem Sopha nieder und gähnte.

„Ich habe in Deinem Interesse mit Frau von Gasmund gesprochen, und sie meinen Wünschen geneigt gefunden,“ begann er nach einer Pause. „Sobald ich eine schriftliche Sicherheit in Bezug auf das Vermögen des jungen Mädchens in Händen habe, können wir förmlich um sie anhalten und Deine Verlobung mit ihr feiern. Bis dahin aber, Ludolf, kein Wort! Hörst Du, kein Wort! Laß Dich zu keiner compromittirenden Erklärung bewegen. Gegenwärtige Dir die auf unsern Gütern ruhende Schuldenlast und schweige. Frauen sind wankelmüthig. Was sie mündlich gegen mich geäußert, ist nicht bindend. In Deinem und meinem Interesse warne ich Dich neutral zu bleiben, bis ich etwas Schriftliches in Händen habe.“

Ludolf hatte von der ganzen Rede seines Vaters kein Wort vernommen, er dachte an Thorildens kleinen schwellenden Fuß, und fragte, ob noch kein Arzt vorkäme. Als Frau von Gasmund jetzt in das Zimmer trat, stürzte er auf sie zu. „Wie geht es ihr, gnädige Frau?“ rief er voll Sorge. „Ist noch keine Hülfe da? — Man wird den Fuß doch nicht abnehmen! Mein Gott! Wenn man ihr den kleinen hübschen Fuß abnehmen müßte?“

„Nein, nein!“ jagte Frau von Gasmund beruhigend; „von Abnehmen ist keine Rede. . . Sie liegt auf

einer Chaise longue und hat einen warmen Verband um, der ihre Schmerzen lindert. Es wird so schlimm nicht werden.“

„Kann ich sie denn gar nicht zu sehen bekommen? — Wird sie nun in ihrem Zimmer bleiben, bis der Fuß hergestellt ist?“ fragte er mit weinerlicher Stimme.

„Auch das nicht! — So wie der Arzt sie verlassen hat, tragen wir die Chaise longue mit ihr in den Salon und sie trinkt den Thee mit uns.“

Baron Rudolf warf sich auf dies Versprechen in ihre Arme, und überhäufte sie mit Liebkosungen. Dann tanzte er im Zimmer umher, lachte, sang; endlich fielen ihm die Vergißmeineichtkränze ein und er lief hinaus sie zu holen, legte sie auf Teller, begoß sie mit Wasser, und stellte sie auf einen Nebentisch, wo sie Thorildens Augen begegnet konnten.

„Mit der Schweizerreise wird es nun wohl nichts sein,“ bemerkte sein Vater dazwischen. „Statt dessen kommt sie vielleicht mit nach Rheinfeld, und lernt Deine Mutter kennen. Gebe nur Gott, daß sie deren Beifall habe!“ setzte er mit Gewicht hinzu.

„Mama's Beifall!“ rief Baron Rudolf. „Vor dem bangt Dir? Man müßte ja kein Körnchen Geschmack haben, wenn Thorilde ihr nicht gefiele!“

„Wenn sie sie mit Deinen Augen betrachtete, freilich! Aber Deine Mutter macht ihre eigenen Ansprüche an die

Schwiegertochter. Woran ihr ganz besonders viel liegt, ist ein alter Name.“

„Hat Thorilde nicht einen alten Namen? Und wenn sie auch keinen hätte, mir wäre es gleichviel; sie oder keine!“

„Ja, ja! So redet man in seiner Jugend, hab's auch wohl gethan, aber schließlich überlegt man sich die Sache doch. — Die Gasmund's sind kein übles Geschlecht; man verscherzt in seiner Stellung nichts durch eine Verbindung mit ihnen; jedoch. . . .“

Er hielt zögernd ein.

„Nun, was ist es mit Deinem jedoch, Papa?“ fragte der Sohn gelangweilt.

„Ich meinte nur, daß man dennoch ein Auge zu drücken müßte. Du bist indessen noch zu jung, um viel mit Dir über die Sache zu reden.“

„Ich mag auch gar nichts davon wissen,“ sagte Baron Rudolf und öffnete zum zehnten Male, um nachzusehen, ob Thorilde immer noch nicht erscheine, die Thüre.

Frau von Gasmund sandte noch in später Nacht eine telegraphische Depesche an den Vormund nach Berlin und beschied ihn schleunig zu sich nach Wiesbaden. Sie war der Meinung, man müsse das Eisen schmieden, so lange es warm sei und so schmiedete sie denn mit ganzem Eifer. Allen Privatunterhaltungen mit dem Barone wich sie von da an sorgfältig aus, wußte es mit feinem Tacte immer

so einzurichten, daß er sich nie unter vier Augen mit ihr befand, und schon am zweiten Tage traf der Staatsanwalt ein, in dessen Beisein nun sogleich das Geschäftliche geordnet wurde. Da sie sich zu jedem Opfer, welches die in Aussicht gestellte Verbindung ihr abfordern konnte, bereit zeigte, so war schnell Alles abgemacht. Der Vormund fragte sie dann heimlich freilich: ob sie dem Baron bereits jeden Aufschluß über die Mutter Thorildens gegeben habe; da sie aber erwiederte, daß keine Frage in Bezug auf diese an sie gerichtet worden sei und sie dem Anderen nicht aufdringen wolle noch könne, was er zu wissen nie verlangt habe, so beruhigte er sich bei diesem Bescheide der weltflugen Frau.

Der Staatsanwalt fand sein Mündel außerordentlich verändert, es erschien ihm größer und älter, und in den wenigen Wochen, seit er es nicht gesehen hatte, auf erstaunliche Weise gereift zu sein. Er fand es bleich freilich; aber sonst ruhig, gefaßt. Wer sie nicht genau kannte, hätte nie bemerkt, daß ein Wurm an dieser Blüthe nage. Sie schien es zu wissen, daß er in ihrem Innern zu lesen wünsche; denn so oft er sein Auge auf das ihrige richtete, deckte sie es mit den langen schwarzen Wimpern.

„Ich werde morgen früh mit Thorilden über ihre Verbindung mit dem jungen Barone Rheinfeld sprechen,“ sagte Frau von Gasmund spät am Abend zu dem Vor-

munde. „Sie muß es von mir zuerst erfahren, um gefaßt zu sein, bevor er mit seinem Antrage vor ihr erscheint.“

„Sie weiß demnach noch nichts davon?“ fragte er verwundert. „Ich glaubte, sie sei im Einverständnisse; denn in dieser Weise über ihre Zukunft zu verfügen, scheint mir doch hart.“

„Was wollen Sie?“ fiel Frau von Gasmund empfindlich ein. „Bleibt dem Mädchen denn noch eine Wahl? — Hat sie nicht ihr Glück muthwillig verscherzt und hat es schließlich nicht die Schwester noch für sie gethan? — Ich versichere Sie, daß ich Ellena's wegen in einer steten Aufregung bin; denn wie leicht könnte diese alle meine Pläne durchkreuzen!“

„Aber wie so?“

„Wenn sie käme! Wenn sie unerwartet zurückkehrte und an meine Thüre klopfte! Gleichviel ob ich sie ihr öffnete, gleichviel, ob nicht; immer würde die Welt davon unterrichtet werden, daß sie von mir erzogen sei und Schande auf meinen Namen gebracht habe. Die ewige Angst, in der ich lebe, wird mich noch tödten. Kein Zeitungsblatt nehme ich in die Hand und ich glaube ihren Namen zu lesen. Es klopft an meine Thüre und ich zögere mit dem Herein! weil mein Auge sie im Geiste sieht. Jedes ungewohnte Geräusch läßt mich zusammenfahren; denn ich fürchte, es sei die Kunde von ihr. Wenn ich so fortleben sollte — nein! — Zehnmal lieber sterben!“

„Sie sind nervös, quäbige Frau. Sie lassen sich von Einbildungen beherrschen, wo sie dem, was ist, muthig die Stirne zu bieten hätten. Es wird Ihnen eine ernste Krankheit zuziehen, wenn Sie dieser Aufregung nicht Einhalt thun. Ich werde gleich bei meiner Rückkehr mit dem Geheimrathе Ledebuhr darüber sprechen; er muß hier einschreiten.“

„Wenn Thorilden's Hochzeit gefeiert ist, wird mir besser zu Muthe werden,“ sagte sie niedergeschlagen, „aber bis dies Ziel erreicht ist, hilft mir kein Arzt und keine Arznei, hilft mir nur Gott. — Es würde mich wahnsinnig machen, wenn ich des Kindes Ruf in irgend einer Weise gefährdet sähe, oder seine Ansprüche an das Leben durch Ellena's Thorheit vernichtet würden.“

„Das haben Sie gottlob ja nicht zu fürchten,“ fiel der Staatsanwalt beruhigend ein. „Wenn sie einwilligt des jungen Baron's Gattin zu werden, so sind Sie über alle Sorge hinaus. Die Hochzeit können Sie ja, um Ihren Nächsten den Schlaf zurückzugeben, feiern, sobald Sie wollen.“

Sie trennten sich. —

Frau von Gasmund hatte in der Nacht einen sehr unglücklichen Traum; sie sah sich selbst im Sarge, und erwachte unter den Schauern des Todes. Um sich blickend, gewahrte sie das erste Morgenrauen, und der Hahnschrei verkündete den erwachenden Tag. Sie fühlte nach ihrem

Pulse und fand ihn fieberhaft erregt. „Ellena! Ellena!“ murmelte sie in sich hinein; „Du mordest Deine zweite Mutter! Ich habe das nicht um Dich verdient!“

Gewöhnlich frühstückte sie auch auf der Reise allein; heute jedoch ließ sie den Kaffee in Thorildens Zimmer tragen und dieser sagen, daß sie gleich nachfolgen würde. — Ein solches Unterbrechen der angenommenen Weise hatte stets etwas zu bedeuten; Thorilde wußte das und sah ihrem Kommen schon mit Erwartung entgegen. Auch zögerte sie nicht mit dem ihr auf dem Herzen ruhenden Thema.

„Du ahnst wahrscheinlich, weshalb ich so früh zu Dir gekommen bin, mein Kind!“ begann sie, sobald die Thüre sich hinter der Jungfer geschlossen. „Du weißt um die Bewerbung des jungen Rheinfeld, die Ankunft von dessen Vater, so wie die Deines Vormundes wird Dir gesagt haben, was im Werke ist; ich brauche Dir also nur mitzutheilen, daß alle etwaigen kleinen Schwierigkeiten gehoben sind und Baron Rudolf sich heute gegen Dich erklären wird. Du solltest vorbereitet sein, Dich im Voraus fassen, das ernste, schwere Ja, welches über Deine ganze Zukunft entscheidet, auszusprechen; Du solltest noch einmal den Schritt erwägen, bevor Du ihn thust.“

Thorilde war bei dieser Anrede ihrer Mutter erst roth, dann bleich geworden, und ein leises Zittern stahl

sich durch ihre Glieder und theilte sich auch ihrer Stimme mit, als sie antwortete:

„Wozu erwägen, Mutter, wenn Du das Ja voraussetzt?“

„Man wird in sich selbst ruhiger, wenn man sich überzeugt hat, es müsse so sein; ob Du diese Ueberzeugung in Dir trägst, frage ich Dich nun?“

Sie zögerte mit der Antwort.

„Mir ist es im Grunde gleichgültig, was mit mir geschieht?“ sagte sie dann, das bleiche Haupt in die kleine Hand stützend.

„Diese Stimmung in Deiner Lage ist mir erklärlich, mein Kind. Ich weiß, daß Du leidest, viel leidest! Die Zeit erst wird Dir Linderung bringen. Gern hätte ich Dir verheimlicht, daß Ellena mit Leopold in London lebt; allein —“

„Ich bitte Dich, Mutter,“ fuhr Thorilde auf, „sprich davon nie mit mir, nie! — Nenne nie einen dieser Namen in meiner Gegenwart! — Ich ertrage es nicht, wie eine gleichgültige Thatsache von dem gesprochen zu hören, was mich rasend machen könnte! — Laß mich es ausschweigen! Ausschweigen will ich es, kann ich es, aber Stille — Grabesstille lege sich, auch unter uns darauf.“

„Wie Du willst, mein Kind!“ erwiederte Frau von Gasmund, durch die an ihr ungewohnte Heftigkeit er-

schreckt. „So reden wir also nur von der Zukunft. — Mein Leben steht auf wankenden Füßen; um so mehr wünsche ich für Dich eine Stellung, eine Stütze, und Beides findest Du als Gattin des Baron Rudolf. — Du hegst gegen ihn keine Abneigung. Du bist ihm schwesterlich zugethan; er liebt Dich unbeschreiblich; er ist jung, und was ihm an Bildung fehlt, wird er nachholen; Du kannst ihn Dir ziehen, kannst aus ihm machen, was Du willst. Es bietet sich Dir ein schöner Wirkungskreis; mit dem neuen Namen wird das Leben eine neue heiterere Seite für Dich gewinnen, Du brauchst dann vor keinem Leumund, keiner gehässigen Nachrede mehr zu zittern. Du verstehst mich, mein Kind? — Um Dich nicht zu verletzen, will ich nicht deutlicher reden.“

„Ich verstehe Dich, Mutter, und bin entschlossen Rudolf meine Hand zu reichen,“ versetzte Thorilde mit eisiger Kälte. „Sage mir aber Eins, ist die Familie, welche mich aufnehmen soll, von allen Beziehungen der unsern unterrichtet?“

„So weit sie hat unterrichtet sein wollen, gewiß! Wir sind keiner Frage ausgewichen; haben aber auch Niemand eine Mittheilung, die man nicht gewünscht, in das Gesicht geschleudert. Rudolf ist zu jung, um sich aus dergleichen etwas zu machen. Der alte Baron hat mich vor meiner Verheirathung gekannt, und es ist anzunehmen, daß er über die Verhältnisse der Brüder von Gasmund unter-

richtet sei; wenigstens vermuthe ich es nach der schonenden Weise, womit er über manches hinweg ging. Was können wir nun mehr thun, als schweigen, wo wir zum Reden nicht aufgefordert werden?“

„Aber — wenn mir später ein Vorwurf daraus gemacht würde, Mutter?“

„Dir? — Nur mich könnte ein solcher treffen, denn ich habe den Heirathscontract mit dem Vater geordnet. Dieser wünscht die Partie. Du scheinst ihm für seinen Ludolf wie geschaffen. Soll ich ihm nun seine Freude dadurch verderben, daß ich Makel an unserm Staumbaume hervorhölbe, die er zu kennen nicht gefordert hat? — Das hieße ja seine eigene Ehre an den Nagel hängen.“

Thorilde schwieg; aber mit einem tiefen Seufzer. Sie wußte den Gründen der Mutter nichts entgegen zu setzen; und dennoch sprach ein leises Etwas in ihrer Brust den beruhigenden Worten derselben Hohn. Der Arzt wurde gemeldet und verhinderte eine weitere Erörterung. Er rieth ihr sich auf eine Krücke zu stützen, und auf dem Balcon die frische Luft zu genießen; denn er schob ihre tödtliche Blässe auf den verschlossenen Raum. Auch Frau von Gasmund's Befinden schien ihm bedenklich. „Die Luft hier bekommt mir nicht,“ entgegnete diese. „Veränderung des Ortes wird meine beste Arznei sein.“

Als Baron Ludolf eine Stunde später erschien, fand er Thorilde unter hohen Oleanderbäumen, in der frischen

Luft sitzend. In ihrem durchsichtigen weißen Kleide, zwischen dem dunklen Grüne, glich sie einer Nymphe, einer Fee und keinem irdischen Wesen. Der große Hund sprang wedelnd zu ihr hin, leckte ihre feinen Hände, und legte sich, als sie ihn streichelte, zu ihren Füßen. Dort knieete auch sein Herr gleich darauf. „Darf ich hier immer bleiben, immer?“ fragte er sie. „Wollen Sie mich neben sich dulden, Thorilde? — Ich will Alles thun, was Sie wünschen; wenn Sie Ja sagen.“

Sie lächelte und legte die Hand auf sein dickes, blondes, lockiges Haar.

„Seien Sie mir, was dieser Hund Ihnen ist und ich bin zufrieden; treue Anhänglichkeit ist die von mir am höchsten geschätzte Eigenschaft,“ sagte sie mit bewegter Stimme.

Er sprang empor und tanzte lustig im Zimmer umher. „Jetzt bin ich der glücklichste Mensch auf der Welt!“ rief er jubelnd. „Nun laufe ich aber gleich zu meinem Papa und erzähle ihm, daß Alles richtig ist.“

Feierlicher lautete die Anrede des alten Barons, als er Thorilde an seine Brust zog, sie Tochter nannte und ihr einen kostbaren Schmuck zum Angebinde überreichte. Sie setzte das Etui bei Seite. Vater sollte sie ihn nennen, Vater! Wehmüthige Nachklänge weckte das Wort in ihrer Brust, was ihr das Leben Schmerzliches brachte, hatte seinen Ursprung in diesem Namen. Man speiste, der Vor-

mund mit ihnen; man trank die Gesundheit des jungen Paares und entwarf heitere Zukunftspläne. Frau von Gasmund willigte ein, so wie Thorildens Fuß es gestatte, nach Schloß Rheinfeld zu kommen, und dort bis zur Hochzeit des jungen Paares, die in höchstens zwei Monaten stattfinden sollte, zu verweilen. So oft der Baron von diesen zwei Monaten sprach, that sie einen langen Athemzug. Zwei Monate würde ihr Leben schon noch aushalten, hoffte sie. —

Der Staatsanwalt wollte mit dem Abendzuge nach Berlin zurückkehren; Frau von Gasmund schrieb nach Tische einige Briefe, die er zu besorgen übernommen hatte. Baron Rudolf begleitete seinen Vater auf einem Spaziergange; der Vormund setzte sich indessen zu Thorilden, die er, seit er hier war, noch nicht ohne Zeugen gesehen hatte, nahm ihre kleinen Hände in die seinigen und sagte, ihr theilnehmend in die dunkeln Augen blickend: „Haben Sie den Entschluß, dem Baron Rudolf Ihre Hand zu reichen, auch wirklich aus eigenem Antriebe gefaßt? — Versprechen Sie sich auch Glück von Ihrer neuen Lage? Gezwungen sind Sie zu nichts. — Der Freund Ihres seligen Vaters wird zu allen Zeiten Ihr Beschützer und Beistand sein. Mein Haus nennen Sie Ihre zweite Heimath. Nicht die Wünsche Ihrer Pflegemutter dürften Sie daher bestimmen; sondern nur die eigenen. Sie sehen für eine glückliche Braut zu bleich aus.“

Diese aus dem Herzen kommenden, mit weicher Stimme gesprochenen Worte beraubten sie der mühsam behaupteten Fassung. Sie sah ihn eine Minute lang an, dann neigte sie ihr Haupt auf seine Hände herab und weinte bitterlich. Er zog seine Rechte hervor und streichelte sanft ihr schwarzes Haar. „Wir können ja Alles noch rückgängig machen,“ flüsterte er in ihr Ohr. — Sie sah ihn durch ihre Thränen lächelnd an und erwiderte mit verneinender Bewegung des schönen Hauptes: „Nimmermehr würde ich der, die meine Kindheit behütet, diesen Kummer verursachen! Genug daß Ellena ihr Herz brechen mußte!“ Und wieder ihr Haupt senkend, flüsterte sie unter neu hervorbrechenden Thränen: „Ich erfülle eine Pflicht — ich zahle die Schuld der Dankbarkeit. Darin liegt auch ein Glück. Freund meines Vaters, segnen Sie sein armes Kind!“

Der Staatsanwalt nahm das kleine Haupt zwischen beide Hände, hob es empor, und hauchte einen Kuß auf ihre Stirne: „Gott sei mit Ihnen!“ sagte er und verschwand von Rührung überwältigt aus dem Zimmer.

Als der Baron Rheinfeld diesen Abend etwas verspätet zum Thee sich einfand, sagte er zu Frau von Gasmond: „Ich habe an der Spielbank einen alten Bekannten getroffen, den General von Bonin, und bin von ihm länger, als ich wollte, in Anspruch genommen worden. Er kennt Sie, wie er sagt. Apropos, er fragte mich, ob Fräulein Ellena von Gasmond auch mit hier sei; — ein wunderbar schön-

nes Mädchen, wie er sich vernehmen ließ. Sie haben mir von dieser ja nie gesprochen? Wer ist denn das?"

Frau von Gasmund's Kniee wankten. „Die Tochter meines Schwagers. Sie ist zu ihm gegangen,“ sagte sie mit abgewandtem Gesichte und lenkte die Unterhaltung schnell auf ein anderes Capitel. —

Ein Morgenconcert in London.

Der Juli schmückte die Erde mit Rosen und die vornehme Welt Englands stand auf dem Punkte London zu verlassen, um, nachdem der Frühling mit seinem Reize solchen Vergnügungen, welche sonst nur dem Winter angehören, geopfert war, den Sommer auf dem Lande zu genießen. Lady Ashburton wollte ein letztes Mal in Bath-house ihre Freunde zu einem Morgenconcerte bei sich versammeln und hatte darum, was in der Künstlerwelt an Notabilitäten anwesend, mit schwerem Golde zu gewinnen gesucht; denn in einer Stadt von zwei Millionen Einwohnern herrscht auch in dem Punkte eine von uns ungekannte Concurrnz und nichts kostet einer großen Dame mehr Mühe, als ein solches Fest, dessen

Kostenaufwand mindestens auf 3000 Thaler sich beläuft, anzuordnen.

Die Mittagssonne braunte heiß auf die Scheitel herab, als die Wagen in Piccadilly einbogen und sich in eine Linie reihten, um nach und nach den Glanz der reizendsten Morgentoiletten aus ihrem Innern ent schlüpfen zu lassen. Nicht etwa, als ob nur weibliche Gäste sich eingefunden hätten, denn in England giebt es keine Versammlungen von Frauen; allein die Herren kommen am Morgen nicht immer in deren Begleitung, weil ihre Clubs und mancherlei Beschäftigungen sie gleich nach dem Frühstücke dem Hause entführen, und sie dann bei solchen Gelegenheiten an dem bestimmten Orte mit ihren Damen zusammentreffen. So kamen deren vjele auch heute in einer Droschke gefahren, sprangen an der Ecke einer Straße heraus und legten zu Fuß den Rest des Weges zurück. Andere auch hatten sich nicht einmal eines solchen Fuhrwerkes bedient. Gepuderte Diener standen auf dem Hausflure, und wiesen die Ankommenden den Weg zur Treppe, auf deren Höhe ihnen ihr Name abgefordert ward, welcher nun mit lautem Rufe ihnen voraus in den Salon ertönte, wo die in schwerer weißer Seide gekleidete Wirthin stand, und ihre Gäste, jedem die Hand reichend, mit dem üblichen „How do you do!“ willkommen hieß.

Die Künstler waren eine andere Treppe hinauf

in den nach dem Hofe hinausgelegenen Musiksaale geleitet worden, welchen die Gesellschaft mit Beginn des Concertes betrat. An diese Absonderung von den Gästen haben sie zu allen Zeiten Anstoß genommen. Auch an unseren deutschen Höfen herrscht diese Einrichtung, und hier, wie in der Fremde, wissen die Söhne und Töchter des Apollo sich nicht darin zu schicken. Sie wittern eine Beleidigung, wo solche nicht beabsichtigt ist; sie wissen den Künstler nicht von dem Menschen zu trennen. Wären sie als Gäste geladen, so würden sie es eine Belästigung nennen, wenn sie zur Unterhaltung der Gesellschaft durch ihr Talent beitragen sollten, und wiederum dürfte man sie als Gäste für eine erwiesene Gunst nicht mit Geld belohnen wollen. Warum also nicht sagen: „Ich gebe Euch meine Waare, Ihr gebt mir Euer Geld und wir sind quitt.“

Lady Ashburton hatte den versammelten Herren und Damen für ihre heutige Leistung den höchsten Preis bewilligt, sie hatte deren Minuten mit Gold aufgewogen; dennoch befanden sich alle in einer mehr oder weniger gereizten Stimmung. Sie standen in Gruppen umher und besprachen ein gedruckt vorliegendes Programm, das den Gästen bei ihrem Eintritte in den Saal mitgetheilt werden sollte. Etwas an diesem schien ihnen zu mißfallen, sie lachten und spotteten, sie steigerten dies zu beißenden Ausfällen. Dabei warfen die Damen einem großen

Wandspiegel Seitenblicke zu, ihre Toilette war also in dem hervorzubringenden Effecte mit berechnet.

Lady Ashburton zeigte sich jetzt am Eingange des Musikzimmers. Es schien noch Jemand zu fehlen an dem dort harrenden Personale; doch hatte die zum Concerte anberaumte Stunde bereits geschlagen. Ihre Stirne umwölkte sich. „Es wäre zum Verzweifeln, wenn man mir nicht Wort hielte,“ sagte sie zu einem neben ihr stehenden Herrn. „Was fange ich nur an? Ob ich das Programm umändere? Ob ich mit der zweiten Nummer, dem Violin-Concert von Ernst, anfangen lasse?“

Indem erhellte sich ihr Gesicht. Es waren soeben noch zwei Personen eingetreten, ein blonder, schwächlicher, junger Mann mit langen bis auf die Schultern glatt herabhängendem Haare à la Liszt und eine junge Dame von außerordentlicher Schönheit. Kaum hatte der neben Lady Ashburton stehende Herr sein Auge auf diese geworfen; so trat er erbleichend einen Schritt vor und ein Ausruf des Erstaunens schwebte auf seinen Lippen; schnell aber, des Ortes eingedenk, faßte er sich und richtete einen großen und fragenden Blick auf die Dame des Hauses, in welchem geschrieben stand, ob denn sie nicht durch die Erscheinung dieser jungen Künstlerin eine Erinnerung erweckt sähe? — Allein Lady Ashburton war für die Beredsamkeit der Mienen in diesem wichtigen Momente nicht zugänglich;

sie sah unruhig und zerstreut umher und verschwand gleich darauf von seiner Seite.

Die Gäste drängten sich nun durch die Thüre, die Wirthin suchte den Bornehmsten unter ihnen die besten Plätze zu verschaffen, und der Fremde verlor sich, weil die Herren jetzt den Damen Platz machen und zurückstehen mußten, im Hintergrunde.

Während der Zeit hatte nun auch das Künstlerpersonal sich, dem Programm entsprechend, geordnet; der zuletzt eingetretene blonde junge Mann nahm am Flügel Platz — und spielte ein Concertstück von seinem Meister Liszt, welches allgemeine Bewunderung erregte. Auf ihn folgte Ernst mit seiner Violine, und Nr. 3 des Programms lautete auf die Gnadendarie, gesungen von Signora Anella. Als diese vortrat, sich verneigte, und nun ihre volle, metallreiche Stimme durch den Saal sandte, drängten sich alle Herren aus dem anstoßenden Zimmer in die Saalthüre und von Mund zu Mund hörte man flüsternd: how beautiful she looks!

Man konnte auch in der That keine gewinnendere Erscheinung sehen. Wie eine Königin stand sie da; ihr Gruß voll Anmuth und Würde erhob sie in den Augen der Damen sogleich zur Lady, während die Herren fragten, unter welchem Himmel dieses reiche rothbraune Haupthaar, welches in dicken Flechten über der blendend weißen Stirne lag, und diese, herrliche, üppige Gestalt einer Juno das Ge-

deihen gefunden haben möge. Ihr Auge hatte Anfangs auf dem Notenblatte in ihrer Hand geruht; man sah dabei die Wimpern wie tiefe Schatten über den Wangen, unter den hochgewölbten schwarzen Brauen; jetzt schlug sie es empor und zeigte dessen sammetgraue Tiefe; der Mund lächelte in die Wangen zwei leichte Grübchen, und entblößte dabei hinter den korallenrothen Lippen die schönsten Zähne; man hörte nicht mehr, was sie sang, man sah sie nur noch. —

Auch jener Herr, welcher bei ihrem ersten Erscheinen eine so große Ueberraschung gezeigt, bemühte sich ihrer ansichtig zu werden; allein nur dann und wann gelang es ihm, über die Schulter eines ihm nahe Stehenden hinweg, flüchtig einen Blick auf sie werfen zu können. Er war bei Aushheilung der Programme übergangen worden; da er fremd war und ihm nicht vorgestellte Personen anzureden sich scheute — so mußte er abwarten, bis ein Diener in seine Nähe kam, und er von diesem das Versäumte nachholen lassen konnte. „Signora Luella,“ murmelte er. Weiter lesend haftetete sein Auge auch auf dem Namen des berühmten Pianisten Leopold.

Es wurden den Künstlern Erfriehungen gereicht und diese Pause bemühte Lady Ashburton sich ihnen zu nähern und allerlei Verbindliches zu sagen. Vorzugsweise hielt sie sich bei jenem Mädchen mit dem rothbraunen Haare auf und was sie dieser sagte, zog sogleich die gehässigen Blicke der Uebrigen auf sie. Obgleich an Applaus gewöhnt, können

Künstler dessen nicht überdrüssig werden. Im Gegentheile! Bei dem öffentlichen Auftreten findet eine Nimmersattheit Statt, l'appétit vient en mangeant bewährt sich hier auf jedem Schritte, die kleinen Dosen des Lobes sollen zu täglich größeren werden, es entsteht schließlich ein Heißhunger, den nichts mehr sättigen kann. Er wird zum Fasse der Danaiden.

Die Signora Anella schien von dem Lobe der großen Dame weniger berührt zu werden, wie jene, die es mit ihr hörten. Sie sah Lady Ashburton groß an. Die Protectionsmiene, mit welcher diese ihr entgegentrat, reizte sie fast zum Lachen, das gnädige Nicken des Hauptes schien sie gar nicht zu verstehen, mit gleichgültig sorgloser Miene stand sie ihr, wie die Gleiche der Gleichen gegenüber, und sagte:

„Wenn Ihnen mein Lied gefallen hat, Milady, so sänge ich es mit Vergnügen noch einmal.“

„Wenn Sie das wollen! Oder ein anderes Lied dafür!“ fiel die Dame rasch ein; denn sie war von dieser Willfährigkeit angenehm überrascht, da sie ja nur ein Lied bezahlt und bedungen hatte. „Nun habe ich aber noch eine Bitte. Welche Pomade gebrauchen Sie? Ihr Haar ist so wunderschön, daß ich das Mittel kennen möchte, wodurch sie sein Wachsthum gesteigert und ihm die kostbare Farbe gegeben haben.“

„Das weiß ich wirklich nicht zu sagen,“ erwiderte die Signora, ihre schönen Zähne zeigend. „Ich habe

von Kindheit an nie auf das, was man mit mir vornahm, geachtet.“

Lady Ashburton glaubte, die Künstlerin wolle ihre Toilettengeheimnisse nicht verrathen.

Das Concert nahm seinen Fortgang. „Wer ist sie? — Woher kommt sie?“ so hörte man vielfach flüstern. Die Dame vom Hause konnte keine weitere Auskunft ertheilen, als daß sie eine Irländerin sei. Lola Montez hatte ja auch diese Insel ihre Heimath genannt, und ihre absonderliche Schönheit von daher mitgebracht. Die Herren bedauerten sie nicht in der Nähe sehen, nicht mit ihr sprechen zu können; allein der conventiönelle Zwang hielt Jeden auf seinem Platze fest. So wie der letzte Ton verklungen war, ging es an das Abschiednehmen; denn nicht, wie in Frankreich, stiehlt man sich in der englischen Gesellschaft leise fort, man sagt der Wirthin ein Good bye! und harrt dann seines Wagens.

Die Signora Anelle hatte träumerisch den Tönen gelauscht, und scheinbar wenig von dem, was um sie her vorging, gesehen. Schon vor dem letzten verklingenden Accorde war sie auf einen Wink des Tonkünstlers Leopold diesem hinausgefolgt, und als der Herr, dessen besondere Aufmerksamkeit sie erregt, sie mit den Augen suchte, entdeckte er sie nicht mehr. Er wandte sich eilig hinaus und stürzte die Treppe hinunter; allein

auch hier war keine Spur mehr von ihr. Langsam kehrte er nun in die Gesellschaft zurück, und wartete mit äußerlicher Ruhe und innerer Ungebuld den Augenblick ab, wo er der Wirthin sich nahen und ihr unbemerkt zuflüstern konnte: „Bitte, nennen Sie mir die Adresse der Signora Anella!“

Sie sah ihn verwundert an.

„You are quite struck with her?“ sagte sie halb fragend, halb verwundert.

„Ich werde Ihnen meine Gründe ein anderes Mal sagen, aber bitte! jetzt die Adresse.“

„Curzon Street, Nr. 14.“

„Ich danke!“ sagte er, und verschwand. Ihr schwebte noch ein Nachruf auf der Lippe; allein ein Abschied nehmender Gast verhinderte sie ihn laut werden zu lassen und gleich darauf war es zu spät, den Davoneilenden mit ihrer Stimme zu erreichen. Dieser stürzte die Treppe hinunter, warf sich in ein Cabriolet und heischte dem Kutscher zu „Curzon Street!“

Es war ein anständig aussehendes Haus, diese Nr. 14, vor dem er hielt; an der Thüre sah man die Firma eines Arztes; die Magd, welche auf das dröhnende Klopfen mit dem eisernen Ringe öffnete, war reinlich gekleidet; auf die Frage nach der Signora Anella erwiderte sie „not at home.“ Der Herr besann sich einen Augenblick, als wolle das Nächste nicht über

seine Lippen, dann sagte er: „Kann ich vielleicht Herrn Leopold sprechen?“

„Wollen Sie mir Ihre Karte geben und ich will, nachsehen, ob er zu Hause ist?“ Dies Nachsehen, ob er zu Hause sei, konnte auch heißen: ob er ihn sprechen wolle? „Ich möchte ihm am liebsten selbst meinen Namen nennen,“ sagte er überlegend. Die Dienerin maß ihn hierauf vom Scheitel bis zur Sohle. „Es thut mir leid; aber Unbekannte nimmt Herr Leopold niemals an. Es kommen zu viele Leute der Art.“

Der Art. Sie hielt ihn also für einen Bettler, einen in Noth gerathenen Musiker, deren es freilich genug hier geben mochte. Als Unbekannter Vorlaß zu erhalten war also nicht möglich; es zu fordern auch nicht billig. Er zog nun eine Karte hervor, schrieb mit Bleistift sein Hotel darauf und sagte: „Mein Name wird Herrn Leopold schon unterrichten, daß mein Anliegen dringend ist,“ und um den Gedanken an den Bettler zu verschrecken, drückte er ihr eine halbe Krone in die Hand. Sie erkannte daran den Gentleman, bat ihn in das Parlour zu treten und slog die Treppe hinauf. Der Fremde wanderte, bis zu ihrer Rückkehr, aufgereggt hin und her, mit jeder Minute stieg seine Farbe. Er horchte. Endlich öffnete sich die Thüre; aber nicht das Mädchen, sondern eine als Dame gekleidete kleine Frau erschien und sagte mit fremdem

Accent: „Ich bedauere sehr, daß man Sie so lange auf Antwort hat warten lassen; allein meine Dienerin konnte mich nicht gleich finden, um Auskunft zu fordern, wann Herr Leopold zu treffen sei. Es ist leider sehr unbestimmt, wann er nach Hause zurückkehrt. Es war heute Concert bei Lady Ashburton und es kann sein, daß er von dort gleich in die Italienische Oper gefahren ist. Jedenfalls werde ich ihm Ihre Karte übergeben, und wenn Sie sich vielleicht morgen wieder herbeimühen wollen, Ihnen dann sagen, wann er zu sprechen ist. Sonst kann er auch schriftlich eine Stunde bestimmen, oder höflicher noch, in Ihrem Hotel nach Ihnen fragen.“

„Diese Mühe verlange ich nicht,“ erwiderte der Herr kurz und kalt. „Die Dienerin sagte: Herr Leopold sei zu Hause und am liebsten spräche ich ihn sogleich.“

„Diese Erwiderung ist beleidigend, mein Herr!“ erwiderte die kleine Dame den Kopf aufwerfend.

„Nicht für Sie, Madame. Es ist ja eine übliche Weltfittte, sich verleugnen zu lassen, wenn ein Besucher uns nicht bequem kommt. Wir sind nie zu Hause, wenn Gläubiger an unsere Thüre pochen. Ich bin auch eine Art von Gläubiger des Herrn Leopold, auch ich habe wegen einer Schuld mit ihm zu rechten, kein Wunder also, wenn ich vermuthe, daß Sie ihn nur, auf Wunsch, verleugnen.“

„Und wenn es so wäre, wie Sie sagen, mein Herr; — wenn ich wirklich für meinen Miether diese Rücksicht hätte, was gewinnen Sie dabei, mir einen Vorwurf daraus zu machen?“ fragte sie schlau.

„Nichts weiter, als daß ich, indem ich Sie zu dem Bekenntnisse, daß Sie die Wahrheit umgehen, zwingte, unnöthigem Zeitverluste vorbeuge.“

„Und dann?“

„Nun, und dann werden Sie mich durch Versprechungen auf morgen nicht hinhalten können. Glaubte ich Ihnen, so würden Sie dies Spiel von Tag zu Tag mit mir fortsetzen; ich käme morgen hierher zurück, und übermorgen hierher zurück und immer fände ich Herr Leopold ausgegangen. Besser also wir verständigen uns sogleich: er läßt sich verleugnen und damit gut.“

„Ich will Ihnen sein Zimmer zeigen, Sie werden die Thüre verschlossen finden.“

„Von inwendig ohne Zweifel.“

Sie zuckte, mit einer Miene, die ausdrücken sollte, sie könne ihm, wenn er ihr nicht glauben wolle, weiter nicht helfen, mit den Achseln und schien sein Fortgehen zu erwarten.

Die Ader auf seiner Stirne schwell, Zorn stand in seinen Mienen geschrieben; er schritt der Thüre zu, dort wandte er sich noch einmal wieder zurück, und sagte:

Ich kenne die englischen Hausgesetze, Madame; es ist mir bekannt daß ich durch Gewalt hier nichts erreiche; allein zur. . . .“

„Ich weiß nicht, was Sie wollen, mein Herr!“ fiel sie ihm lebhaft in die Rede. „Sie gerathen in Zorn, weil Herr Leopold Ihren Besuch nicht annehmen kann; doch ereignet sich ein solcher Fall täglich, stündlich, ohne daß irgend Jemand sich dadurch verletzt fühlt. Hat Ihre Angelegenheit so große Eile, daß Sie den morgenden Tag nicht abwarten kann, so schreiben Sie ihm; er wird Ihren Brief durch die Stadtpost noch diesen Abend, spätestens aber morgen früh um 8 Uhr erhalten. Senden Sie ihn durch einen Boten, so stehe ich Ihnen für seine Beförderung, sobald Herr Leopold das Haus betritt.“

„Würden Sie in gleicher Weise ehrlich verfahren, wenn ich Ihnen ein Billet an Signora Ellena anvertraute?“ fragte er sie fixirend.

„Nein, mein Herr!“ erwiderte sie ohne Bedenken. „Wer an diese ein Anliegen hat, muß sich an Herrn Leopold wenden und mit Recht!“

„Mit Recht?“ fragte er zurück.

„Ja, mit Recht, wenn Sie überlegen, welche Anträge man einer jungen Künstlerin macht.“

„Wenn ich aber ein Verwandter wäre?“

„Ein schönes Mädchen würde bald gar viele Bettern haben, wenn das eine Ausnahme machte.“

Er hielt die Thüre schon seit mehreren Minuten in der Hand; da, als er sie jetzt völlig öffnete und hinaustrat, sah er die Dienerin auf der Küchentreppe stehen, als ob sie nach ihm aussähe; allein als sie ihre ihm nachfolgende Herrin gewahrte, welche die Hausthüre zu öffnen ihm voraneilte, zog sie eilig den Kopf zurück. Sie hatte sicherlich aus Dankgefühl für die halbe Krone ihm eine Mittheilung machen wollen.

Er lohnte den Kutscher ab und wanderte die Straße hinauf. Als er bis an Regent Street gekommen war, kehrte er wieder zurück, und musterte die Zettel an den Häusern in der Nachbarschaft von Nr. 14, welche das Anerbieten von möblirten Wohnungen enthielten. Sein Auge richtete sich vorzugsweise auf das vis-à-vis von Nr. 14; allein er mußte jene Seite des Trottoirs, aus Furcht von der Wirthin beobachtet zu werden, vermeiden und wählte darum schließlich Nr. 16, wo er gleich am nächsten Morgen einziehen konnte.

Als dies Geschäft geordnet war, sah er sich nach dem nächst gelegenen Bäcker- und Gemüseladen um, trat dann überlegend in eine Papierhandlung, welche auch einen Briefkasten führte und Marken verkaufte.

Hier erstand er Einiges und fragte dabei, ob man ihm vielleicht die Adresse des Künstlers Leopold, der

mit einer sehr schönen Dame in dieser Straße wohnen solle, nennen könne? — Allein weder der Mann noch die Frau wußten ihm diese Auskunft zu ertheilen, selbst als er das reiche rothblonde Haar beschrieb, konnten sie sich nicht entsinnen dergleichen gesehen zu haben. Dies war ihm ein Beweis, daß sie nie allein ausging, noch Briefe auf die Post beförderte, denn zu auffallend war ihre Erscheinung, als daß sie, wo sie sich zeigte, unbemerkt bleiben konnte.

Bei dem Gewürzhändler fragte er nur nach der Köchin in Nr. 14. Der Ladenzunge behauptete sie zu kennen, wußte aber nicht, wann sie etwas zu holen kommen würde. Er fragte nach dem Laufburschen. Dieser trug Packete fort; in einer Stunde würde er zurück sein. Er kaufte Kaffee und Zucker, und bestellte, daß es an die Köchin Nr. 14 abgeliefert werde mit einem Briefe, den er sofort bringen würde. Er ging nun in das nächste Kaffeehaus, schrieb wenige Zeilen, versiegelte sie; eine Adresse war nicht hinzuzufügen; dies Geschäft abgethan, suchte er den Polizeidiener, welcher in dieser Straße die Aufsicht hatte, und befragte ihn nach den Bewohnern von Nr. 14. Der Mann konnte keine Auskunft geben, versprach aber, von morgen früh an ein wachsamcs Auge auf das Haus zu richten, und die ihm angedeuteten Personen im Auge zu haben. Für jetzt war die Stunde seiner Ablösung gekommen; die Nacht gehörte einem Andern.

Ermüdet sprang der Herr in eine Droschke und fuhr in sein Hotel. Der Abend war lange hereingebrochen; die Lampen brannten, die Wagen rollten, und die große Stadt mit ihrem wie ferner Donner herübertönenden Geräusche belästigte sein Ohr. Gewitterschwüle herrschte draußen; durch die hinaufgeschobenen Fenster drang kein kühler Luftzug ein. Die Atmosphäre ruhte, wie eine unbewegliche Masse, über der endlosen Stadt, man muß solche Sommernächte dort erlebt haben, um zu verstehen, wie sie auf die Gemüthsstimmung wirken.

Der Herr leerte eine halbe Flasche Champagner in Eis gesetzt, aß ein Beefsteak und etwas Stilton-Käse; dann sah er nach der Uhr, richtete prüfend sein Auge auf das Wetter, nahm seinen Regenschirm, zog gelbe Glacéhandschuhe an, bestellte auf der Treppe dem ihm begegnenden Kellner, daß er morgen um sieben Uhr geweckt zu werden wünsche, und seine Rechnung mit seinem Frühstücke um halb acht bereit sein müsse, weil er abreise; dann verließ er das Haus. Unschlüssig blickte er rechts und links, als ob er über den zu nehmenden Weg ungewiß sei; schließlich zog es ihn wieder nach Curzon Street. — Zu dieser Stunde konnte er unbemerkt auf dem Trottoir gegenüber Nr. 14 auf- und abgehen und das Haus zum Gegenstande seiner Beobachtung machen. — Der Hitze wegen hatte man die Läden nur theilweise geschlossen, im ersten Stocke

war Licht, ebenso im zweiten und auch im dritten. Wer aber sagte ihm, welches dieser Gemächer der Pianist Leopold bewohnte und welches die Signora Luella? — So viele Zimmer nach der Straße hinaus lagen, eben so viele gingen in den Hof, nur daß die letzteren ein Fach Fenster weniger trugen und in gleichem Maße geringere Miethe zahlten. Leopold war aber mit Geld versehen und durfte sich an den Preis nicht stoßen.

Eine lange Zeit wanderte er auf und ab, zehn hatte es geschlagen, jetzt schlug es eils, und noch wurde es in keinem Zimmer dunkel. Der peinlichen Fragen, welche keine Beantwortung fanden, überdrüssig, voll Seufzer, voll Ungeduld, voll Verzweiflung, wandte er dem Hause den Rücken und bog in Piccadilly ein, Bath House, das er vor wenigen Stunden verlassen, suchte er auf. „Milady zu Hause?“ fragte er den auf der Flur gährenden Diener. „Ihre Ladyschaft sind noch in der Oper.“ — „In der Oper,“ murmelte er dem Diener nach. In der Oper war sie, nachdem sie sich im eigenen Hause mit Musik gesättigt. „Es kann nicht sein,“ sagte er darauf laut, und François, der Kammerdiener, welcher eben die Treppe herab kam, vernahm sein „es kann nicht sein.“ „Welche Auskunft haben Sie gegeben?“ fragte dieser und berichtigte, daß Lady Ashburton nach Fulham gefahren sei, um in der Anstalt des Doctor Wilson eine kranke Dame zu besuchen. — Der

Fremde stuzte. Nach augenblicklicher Ueberlegung ließ er sich Papier und Feder geben, und schrieb ein Billet, das er für Lady Ashburton zurückließ.

Mitternacht war vorüber, als er sein Hotel wieder erreichte, wo ihn trotz der Ermüdung kein Schlaf finden wollte. Es quälte ihn, daß er nicht energischer gehandelt, daß er auf den nächsten Tag verschoben habe, was heute sich hätte thun lassen, daß er einer geselligen Rücksicht, der Meinung der Welt, einem kurzen Ach! des Erstaunens in einer wohlgekleideten Gesellschaft das theuerste Interesse seines Herzens geopfert. Derselbe Augenblick kehrt nie wieder. Wäre er jetzt für ihn dagewesen, so würde er sich durch die Reihen der gepußten Damen gedrängt, und auf seinen Armen die schöne Künstlerin vor ihrer Aller Augen davongetragen haben! — Er bereuete seine weise Vorsicht, seine Ueberlegung, seine Mäßigung; er wünschte dem Drange des Gefühles gehorcht zu haben, er machte sich tausend Verwürfe und in peinlicher Selbstqual sah er den Morgen hereinbrechen.

Schon vor dem Schlage acht saß er im Wagen und fuhr seiner neuen Wohnung zu. Der Salon im ersten Stocke war ihm vermietet; hier setzte er sich an das Fenster und blickte bald auf die Straße, bald auf die Uhr. Der Secundenzeiger eilte; aber die Minuten rückten langsam vor. Endlich schlug es halb; zugleich pochte ein leiser

Finger an die Thüre. „Come in!“ rief er auffspringend, und vor ihm stand die Köchin aus Nr. 14 und sagte:

„Herr Leopold und Signora Elena sind vor einer Stunde abgereist.“

